Das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten

Insel-Bücherei Nr. 333

DD
143
B8
1921
GTU
Storage

SIGILL. SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
COND. AD. 1866
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

DAS LEBEN KAISER HEINRICHS DES VIERTEN

EVANGELICAL THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
1962

Aus dem Lateinischen
übertragen von Johannes Bühler

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG
1921

33380

H
H396A

DD143.B8
1921

1. Kapitel

Wer gibt meinem Haupte Wasser und einen Tränenquell meinen Augen, damit ich — nicht die Zerstörung einer eroberten Stadt, nicht die Gefangennahme bedeutungsloser Massen, nicht den Verlust meines eigenen Hab und Gutes — beklagen kann den Tod des erhabenen Kaisers Heinrich, meiner einzigen Hoffnung, meines einzigen Trostes, der, um von mir zu schweigen, der Ruhm Roms, die Zierde des Reiches, das Licht der Welt war? Kann ich jetzt noch eine Freude an meinem Leben haben? Werde ich nunmehr einen Tag, ja nur eine Stunde ohne Tränen sein? Auch mit dir, meinem Herzensfreunde, kann ich nicht von ihm sprechen, ohne zu weinen. Sieh, während ich schreibe, was heiß pochender Schmerz diktiert, stürzen Zähren nieder, durchnässen den Brief, und was die Hand aufzeichnet, zerstört das Auge. Du tadelst wohl mein unbeherrschtes Leid und meinst, ich solle mein Schluchzen unterdrücken, damit es nicht zu den Ohren derer dringt, die sich über den Tod des Kaisers freuen. So berechtigt deine Warnung ist, so übermannt mich doch mein Weh, ich habe mich in meiner Trauer selbst nicht mehr in der Hand, ich muß klagen, muß meinen Schmerz äußern. Mag dadurch auch die Wut jener Menschen noch weiter gesteigert werden, und mögen sie mich in Stücke reißen wollen: der Schmerz kennt keine Furcht, er fühlt die Martern nicht.

Doch ich stehe mit meiner Trauer über diesen Verlust nicht allein. Rom beklagt ihn, das ganze römische

Kaiserreich beweint ihn, arm und reich, alle sind in Tränen aufgelöst, nur die Feinde seines Lebens und seiner Macht nicht. Mein Leid wurzelt nicht in meinem persönlichen Verlust; die Liebe zu meinem Vaterlande erpreßt mir die Zähren über das Unheil, das über den Staat hereingebrochen ist. Denn da er von hinnen schied, schied auch die Gerechtigkeit aus der Welt, der Friede ging fort, Lug und Trug trat an die Stelle des Rechtes. Es verstummt der Chor derer, die Gott lobpreisen, es schweigt die Feier des Gottesdienstes, die Stimme des Jubels und des Heiles wird in den Gezelten der Frommen nicht mehr vernommen; denn der wird nimmer gefunden, der das alles so festlich geordnet. Die Münster haben ihren Patron, die Klöster ihren Vater verloren. Was er für ihren Ruhm und ihr Gedeihen tat, läßt sich erst jetzt ermessen, da er nicht mehr ist. Wahrhaftig, jedes Kloster hat allen Grund zur Trauer, denn mit ihm wurde aller Klöster Herrlichkeit begraben. Weh dir, Mainz! Alle Zierde ist von dir gefallen, da du den Meister verloren, der dein Münster aus den Ruinen hätte wieder erstehen lassen.[1] Lebte er noch, so hätte er an deinem Dome, mit dessen Bau er bereits begonnen hatte, noch die letzte Hand angelegt. Dann könntest du wetteifern mit der weitberühmten Kathedrale von Speier, zu der er den Grundstein gelegt[2], deren wundervollen Bau er in die Höhe führen und bis zum letzten Meißelhieb fertigstellen ließ, so daß kein Bauwerk der Könige des Altertums diesem herrlichen, staunenswerten Münster gleichkommt. Wer es nicht sah, kann es kaum glauben, wie er diesen Dom

mit Gold, Silber und Edelsteinen schmückte und mit seidenen Paramenten bedachte.

Ihr Armen habt vor allen Grund zur Trauer! Jetzt seid ihr wirklich arm geworden, da ihr den Tröster eurer Armut verloren habt. Er war stets für euch besorgt, wusch euch mit eigenen Händen, bedeckte eure Blöße. Nicht vor seiner Türe, nein, vor seinem Tische lag Lazarus, der nicht Brosamen, sondern köstliche, königliche Speisen erwarten durfte. Ihm graute selbst bei der Tafel nicht vor dem eitrigen Geschwür des Kranken, während der Diener vor dem Geruche die Nase rümpfte und sie sich verstopfte. In seinem Gemache lagen Blinde, Lahme und Leute mit den verschiedenartigsten Gebrechen; er zog ihnen selbst die Schuhe aus, legte sie zu Bette, erhob sich nachts von seinem Lager und deckte sie zu. Er schreckte auch nicht davor zurück, den zu berühren, den sein Leiden das Bett verunreinigen ließ. War er auf der Reise, so gingen ihm Arme voraus, schritten neben ihm her, folgten ihm. Und wenn er sie auch seiner nächsten Umgebung anbefohlen hatte, so nahm er sich ihrer doch persönlich mit einer Hingabe an, als hätte er niemanden mit der Sorge für sie betraut. Auf seinen Gutshöfen ließ er den Armen Gaben verabreichen und erkundigte sich genau nach ihrer Zahl, und ob nicht einer von ihnen gestorben sei; so gedachte er auch noch der Toten und wollte wissen, wer an Stelle des Verschiedenen nun unterstützt werde. In den Jahren der Unfruchtbarkeit und der Hungersnot ließ er viele Tausende verpflegen. Er war in der Tat des

Herrenwortes eingedenk: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten!“ Welcher Schmerz muß nun die Armen durchbohren, wenn sie bedenken, daß sie all das Gute, das wir aufgezählt, und noch unendlich mehr besessen und jetzt verloren haben! Wer wird sie noch mit solcher Liebe hegen und pflegen? Wer kümmert sich noch darum, wo ein Kranker liegt und welcher Speise er bedarf? Wer leistet ihnen noch so mitleidsvolle Dienste wie Kaiser Heinrich? Du einzigartiger Mann voll Frömmigkeit und Demut! du gebotest der Welt, die Armen dir! So viel von seiner Barmherzigkeit gegen die Armen. Gerade diese Tugend liebte er ungemein, so daß er sie nicht völlig geheimhalten konnte. Nicht wie sie es verdiente — denn wer kann wissen, was er allein, nur Gott als Zeugen, den Armen getan —, haben wir zuerst von ihr gesprochen, sondern so, wie wir es eben vermochten.

Nun wollen wir auch einige von seinen übrigen Vorzügen anführen; alle können wir in unserer Schwäche freilich nicht hervorheben. Dabei darf sich niemand wundern, wenn ich in die schmerzensreiche Klage über seinen Tod die freudenvollen Taten seines Lebens einfließen lasse. Der Freund erzählt ja immer in der Trauer um den Geliebten von dessen Leben und Wesen und mehrt damit noch sein herbes Leid. Darum schreibe ich auch so gerne von ihm, hänge dem Schmerze über den Verlust des Mannes nach, der, solange er lebte, meine Freude war.

Je nach den Umständen erschien er voll kaiserlicher Majestät oder als einfacher Krieger und zeigte so die Würde seines Amtes und zugleich seine Demut. Saß er im Rate der Fürsten und wußten sie nicht, welcher Rechtsspruch zu fällen oder welche Maßnahmen zum Wohle des Reiches zu treffen wären, dann löste sein feiner Kopf und seine kluge Einsicht schnell den Knoten; als ob er aus dem Schatz der Weisheit selber schöpfte, fand er das Geeignete und Zweckdienlichste. Aufmerksam hörte er auf die Worte seiner Umgebung und sprach selbst wenig; er platzte nicht voreilig mit seiner eigenen Meinung heraus, sondern wartete, was andere sagten. Auf wessen Antlitz sein scharfes Auge ruhte, dessen innerste Seele durchschaute es, wie mit Luchsaugen erkannte er, ob er ein haßerfülltes oder liebevolles Herz vor sich habe. Preiswert erscheint mir auch dies, daß er inmitten der Vornehmsten alle überragte und über sich selbst hinauszuwachsen schien. Zuweilen zeigte dann seine Miene furchteinflößende Hoheit, und wer ihn anblickte, fühlte sich wie vom Blitze getroffen. In seiner alltäglichen Umgebung aber und in einem kleineren Kreise zeigte er stets ein huldvolles Antlitz, und auch seine Gestalt fiel nicht besonders auf.

Nicht bloß die mächtigen Fürsten seines Reiches fürchteten ihn; selbst die Könige des Morgen- und Abendlandes schüchterte sein Ruhm so ein, daß sie, noch ehe sie besiegt wurden, sich schon tributpflichtig fühlten. Der König von Griechenland bewarb sich um seine Freundschaft und wollte damit seine Angst vor ihm verbergen. Er fürchtete, Heinrich könnte sein

Gegner werden, und so suchte er ihn schon von vornherein durch Geschenke für sich zu gewinnen. Die goldene Altartafel des Speierer Domes ist ein deutlicher Beweis hierfür. Da der König von Griechenland des Kaisers Vorliebe für dies Münster kannte, sandte er ihm jenes Kunstwerk, das wegen seiner neuartigen Ausführung und der Schwere der Goldplatte allgemein bewundert wird, und so den Geber und den Empfänger gleich ehrt. Auch der König von Afrika bedachte aus Achtung vor der Macht des Kaisers dessen Kasse mit reichen Gaben.

Er drückte die Bedrücker der Armen nieder, die Räuber gab er der Ausplünderung preis, wer ihm Widerstand leistete oder sich gegen ihn erhob, den warf er zu Boden, so daß man noch an den Nachkommen der Gezüchtigten die Spuren der kaiserlichen Bestrafung sieht. Dadurch sorgte er in gleicher Weise für seine eigene Macht wie für das künftige Wohl des Landes, denn die Friedenstörer lernten so, die Waffen nimmer gegen das Reich zu erheben.

Doch hier will ich abbrechen. Jetzt komme ich zu den Parteiungen, zu Tücke und zu Schandtaten. Die Wahrheit darüber zu schreiben ist gefährlich, sie zu verdrehen ein Verbrechen. Hier dräut der Wolf, dort der Hund. Was tun? Sprechen, schweigen? Die Hand setzt an und schwankt, schreibt und bricht ab, macht Aufzeichnungen und tilgt sie wieder. Ich weiß kaum, was ich will. Doch es wäre schmählich, das Begonnene als Stückwerk aufzugeben und bloß einen Kopf ohne Glieder zu zeichnen. Darum will ich fortfahren, wie

ich begonnen, standhaft und im Gefühle der Sicherheit. Ich kenne ja deine erprobte Treue und weiß, daß du diese Zeilen niemandem zeigst, und kämen sie wirklich durch einen Zufall an die Öffentlichkeit, wirst du den Autor nicht verraten.

2. Kapitel

Als Kaiser Heinrich seinem Vater, dem glorreichen Kaiser Heinrich III., den er schon als Knabe verlor, in der Regierung folgte, war das Reich noch in seinem alten blühenden Zustande.[3] Kein Krieg störte den Frieden, keine Schlachtdrommete zerriß die ruhige Stille des Friedens, nirgends wurde geraubt, die Treue log nicht; das Recht hatte seine Kraft, und die Hoheit des Staates wurde überall anerkannt. Die hocherlauchte Kaiserin Agnes, eine Frau von männlichen Anlagen, wußte all das durchzusetzen, solange sie mit ihrem Sohne gemeinsam die Herrschaft innehatte.[4]

Doch vor einem Kinde hat man wenig Furcht. Während die Achtung vor der Autorität schwand, wuchs verwegene Frechheit, die Knabenjahre des Königs zeitigten in vielen verbrecherische Pläne. Jeder wollte dem, der über ihm stand, gleich sein und ihn womöglich überragen. So wuchs die Macht vieler durch Verbrechen, man kümmerte sich nicht mehr um das Gesetz, da der König ein Kind war und ihm keinen Nachdruck zu verleihen vermochte. Damit man nun in allem freie Hand bekäme, entriß man den Knaben der Mutter, deren reife Weisheit und ernstes Wesen man fürchtete.[5] Man gab

vor, es schicke sich nicht, daß das Reich von einer Frau regiert werde, während doch von vielen Königinnen berichtet wird, sie hätten ihre Länder mit männlicher Klugheit verwaltet.

Nachdem man den Knaben aus den Armen der Mutter gerissen und ihn den Fürsten zur Erziehung übergeben hatte, tat er wie ein Kind alles, was man ihn hieß. Er erhob, wen sie wollten, und wen sie wünschten, entsetzte er seines Amtes. So waren sie nicht die Diener, sondern die Herren ihres Königs. Während sie die Geschäfte des Reiches erledigten, sorgten sie für sich, nicht für das Land; in all ihrem Tun hatten sie einzig ihren Vorteil im Auge.[6] Die schlimmste Treulosigkeit aber war wohl die, daß sie ihm, den sie wie unter einem Siegel hätten behüten sollen, in seinen knabenhaften Wünschen und Handlungen volle Freiheit ließen, um ihm so alles zu entlocken, was sie erstrebten.

Als er aber zu den Jahren geistiger Reife kam[7] und das Ehrbare vom Schändlichen, das Zuträgliche und dessen Gegenteil unterscheiden konnte, überprüfte er, was er unter dem Einflusse der Fürsten getan, und verwarf vieles davon. Er ward also sein eigener Richter und änderte, was zu ändern war. Er verbot Fehde, Gewalttat und Raub, mühte sich ab, den verjagten Landfrieden und die Gerechtigkeit wieder zurückzuführen, die mißachteten Gesetze wieder zur Geltung zu bringen und die ungehemmte Lust zu Verbrechen zu beschneiden. Durch Verordnungen konnte er die Frevler freilich nicht in Schranken halten, er mußte sie durch die Ausübung seines obersten Richteramtes und die Strenge

des Gesetzes zur Ordnung zurückführen. Doch ging er dabei immerhin schonender vor, als es deren Schuld verdiente. Jenen schien dies aber nicht Rechtspflege, sondern Unrecht zu sein. Nachdem sie einmal alle Normen durchbrochen hatten, wollten sie sich durch kein Gesetz mehr Schranken ziehen lassen, sie, die sich in jegliche Schandtat stürzten, konnten keine Zügel ertragen. Sie berieten sich deshalb, wie sie Heinrich um das Leben bringen oder wenigstens der Regierung berauben könnten. Daß sie ihren Mitbürgern Frieden, dem Reiche Gerechtigkeit, ihrem Könige Treue schuldeten, kam ihnen dabei gar nicht in den Sinn.

3. Kapitel

Die Sachsen, ein hartes, rauhes Kriegsvolk, ebenso kampflustig wie verwegen, ergriffen plötzlich die Waffen gegen den König.[8] Sie glaubten sich mit ihrem wahnwitzigen Unternehmen besondere Lorbeeren zu verdienen. Der König hielt es für gefährlich, mit seiner geringen Anzahl von Getreuen der ungeheuren Übermacht entgegenzutreten. Er zog also sein Leben eitlem Ruhme, seine Rettung einem unsicheren Schicksal vor und konnte mit knapper Not entrinnen. Als die Sachsen sahen, daß ihr Beginnen nicht ganz nach ihrem Wunsche gelang, warfen sie — welch schmachvolle Rachetat völlig Entmenschter! — die Gebeine des frühverstorbenen Königssohnes (der Vater, König Heinrich, war damals noch nicht Kaiser) aus dem Grabe. Dies Doppelverbrechen der Empörung und der Schän-

dung seines toten Sohnes erbitterte Heinrich über alle Maßen. Er führte ein Heer gegen die Sachsen, kämpfte und siegte.[9] Doch vermochte er nur die feindlichen Scharen niederzuwerfen, nicht aber den Geist der Rebellion. Wohl hatte er den Sieg in der Schlacht errungen, die Besiegten in die Flucht geschlagen, die Flüchtenden verfolgt, wohl verwüstete er ihr Gebiet, brach alle ihre Burgen und tat, was nur ein Sieger vermag, aber zur Unterwerfung konnte er sie nicht bringen. Er zog ab, sammelte in Kürze ein zweites Heer und griff sie wieder an. Jetzt hatten sie aber zu ihren Kräften kein Zutrauen mehr, weil sie schon im vorigen Kriege so schwer gelitten hatten, und taten, was ihnen am rätlichsten erschien, sie ergaben sich.[10] Sie wähnten, der König werde sich damit leicht zufriedengeben und sie begnadigen. Sie täuschten sich jedoch in ihrer Hoffnung. Der König verbannte sie, schickte sie in andere Länder, wo sie in strenger Haft gehalten wurden und auf die Milderung seiner Verfügung warteten.

Manchen von ihnen gelang es, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, andere konnten ihre Wächter bestechen und so in ihre Heimat zurückkehren. Hier verschworen sie sich aufs neue und gaben sich gegenseitig das Wort, lieber zu sterben, als sich ein zweites Mal zu ergeben.[11] Ihre Verschwörung gewann dadurch an Bedeutung, daß sich ihr auch manche Langobarden, Franken, Baiern und Schwaben anschlossen. Sie alle gelobten sich Treue und griffen den König von allen Seiten her an. Bald sahen sie jedoch, daß sie den König wohl bekriegen, nicht aber vom Throne stürzen, beunruhigen,

nicht aber überwinden konnten, weil seine Macht noch unerschütterlich feststand. Um sie nun zu untergraben, erdichteten und schrieben sie von ihm so schändliche Verbrechen und unsaubere Geschichten, wie sie nur der verworfenste Haß und Neid ersinnen kann. Es ekelt mich, sie aufzuzeichnen, und du würdest dich bei ihrer Lektüre abgestoßen fühlen.

Sie denunzierten ihn nun, Wahres und Falsches durcheinandermengend, beim römischen Papste Gregor: ein solcher Schandbube, dessen Verbrechen bekannter als sein Name seien, dürfe nicht herrschen, zumal ihm die Königswürde nicht von Rom übertragen worden sei. Rom müsse sein altes Recht, die Könige einzusetzen, wieder gegeben werden. Der Papst und Rom sollen mit dem Rate der Fürsten einen König aufstellen, dessen Leben und Weisheit der hohen Würde entsprächen.[12]

Der Papst ließ sich durch diese Ränke täuschen, ihn lockte auch die Ehre, die Königswahl vorzunehmen, was ihm jene hinterlistig angeboten hatten. Er belegte deshalb den König mit dem Banne[13] und ließ den Bischöfen und anderen Fürsten des Reiches melden, sie müßten den Verkehr mit dem Exkommunizierten aufgeben; er werde selbst schleunigst nach Deutschland kommen, um hier die kirchlichen Verhältnisse, vor allem aber die Reichsregierung zu regeln. Er fügte noch bei, er löse alle von dem Treueide, den sie dem Könige geleistet hatten; dadurch sollten jene gegen ihn aufgehetzt werden, die ihm noch durch das Band der Untertanentreue verpflichtet waren. Viele miß-

billigten dies — wenn einem mißfallen darf, was der Papst tut — und erklärten, das wäre ebenso rechtsunwirksam wie unerlaubt. Ich will jedoch deren Gründe nicht anführen, damit ich nicht mit ihnen die Tat des Papstes zu verurteilen scheine. Zum großen Teil fürchteten nun die Bischöfe für ihre Ämter und zogen sich, ob sie nun Anhänglichkeit oder Furcht die Partei des Königs hatte ergreifen lassen, von Heinrich zurück, ebenso auch die Mehrzahl der weltlichen Vornehmen des Reiches.

Als Heinrich erkannte, wie sehr er in Bedrängnis geraten war, faßte er insgeheim einen sehr schlauen Plan. Plötzlich und unerwartet reiste er dem Papste entgegen.[14] Dadurch erreichte er zwei große Vorteile mit einem Schlage: er wurde vom Banne losgesprochen und verhinderte durch sein persönliches Eingreifen die für ihn so verfängliche Zusammenkunft des Papstes mit seinen Feinden. Auf die Anschuldigungen seiner Gegner ging er bei dieser Gelegenheit kaum ein, er betonte, selbst wenn sie der Wahrheit entsprechen würden, hätte er sich nicht darüber zu verantworten. Was hattet ihr nun davon, daß ihr seine Bannung betrieben habt? Davon losgesprochen, konnte er jetzt von seiner Macht machtvoll Gebrauch machen. Was nützten euch eure falschen Anklagen, da er sie mit einer kurzen Antwort zurückwies, so leicht, wie der Wind den Staub vor sich herjagt? Welcher Wahnsinn drückte euch die Waffen gegen euren König und den Beherrscher der Welt in die Hand? Eure böswillige Verschwörung hatte keinen Erfolg, erreichte nichts. Den

Gottes Hand in seiner Regierung bestätigt hatte, konnte eure Hand nicht stürzen. Wo blieb eure Treue, die ihr ihm beschworen hattet? Weshalb habt ihr die Wohltaten vergessen, mit denen euch die königliche Freigebigkeit überhäuft hatte? Seid doch vernünftig, laßt ab von der Raserei; schämt euch eures Unterfangens, damit nicht ein Stärkerer als ihr über euch komme, euch besiege, euch mit Füßen trete und mit rächender Faust treffe, daß noch Jahrhunderte an euch sehen, was die königliche Hand vermochte! Ihr Bischöfe aber müßt vor allem zusehen, daß ihr nicht den Weg der Gerechtigkeit verlasset, daß ihr nicht die beschworene Treue brechet; denn was daraus für euch folgt, wißt ihr doch selbst!

4. Kapitel

Der König verließ nun den Papst, an Stelle des Fluches hatte er Segen empfangen. Er fand den Herzog Rudolf als Gegenkönig aufgestellt.[15] Als dieser die Rückkehr Heinrichs vom Papste nach Deutschland erfuhr, war er schneller zur Flucht als zur Schlacht bereit, er war schon geschlagen, ehe er besiegt wurde, und entwich nach Sachsen. Es ist nicht schwer, die Regierung an sich zu reißen, doch schwer, sich in ihr zu halten. Es wundere sich übrigens niemand darüber, daß ein sonst so tüchtiger Kriegsmann die Flucht ergriff; denn die gerechte und siegreiche Sache jagt selbst Tapfere nicht selten in Furcht und Flucht. Habgier, du schlimmste Pest, die du den besten Charakter verdirbst und oft die

Tugend zu Lastern fortreißest! Dieser Rudolf, ein erlauchter Herzog, war sonst ein hervorragender Mann, im ganzen Reiche hochangesehen und berühmt, wahrhaft und gerecht, tapfer, durch jegliche Tugend ausgezeichnet, und doch überwand auch ihn die Habgier, die alles überwindet; sie machte ihn zum hinterlistigen Verfolger seines Herrn und ließ ihn eine unsichere Ehrenstellung der Treue hintansetzen. Nach einer anderen Auffassung soll er durch den Papst zu diesem Schritte verleitet worden sein; denn ein Mann von solch hervorragendem Charakter hätte sich zu so etwas nicht durch Habgier, sondern nur durch den Rat einer hohen Autorität verleiten lassen. Zur Begründung dieser Annahme wird darauf hingewiesen, daß sich der Papst in Schweigen hüllte, als Rudolf nach der Lossprechung des Königs vom Banne sich des Reiches zu bemächtigen suchte. Für den Papst gelte in diesem Falle das Wort des Komödiendichters [Terenz]: „Wer schweigt, gibt offensichtlich genug seine Zustimmung."

Während nun Rudolf — sein Haupt wäre mit Recht dem Henkerschwerte verfallen, hätte man ihn ergreifen können — zurückwich, fiel der König in Baiern und Schwaben ein. Er verwüstete die Besitzungen der wider ihn Verschworenen und brach ihre Burgen. Dabei wußte er sich doch in seiner Rache zu beherrschen und verfuhr gegen seine Widersacher weit milder, als es deren Schuld verdiente. Rudolf wollte nun seine schmähliche Flucht durch eine tapfere Tat wieder wettmachen und belagerte Würzburg.[16] Er errang hier auch einen Vorteil, allerdings mehr durch

Hinterlist als durch offenen Kampf. Der König war mit einem Heere zum Entsatze der Stadt angerückt, und schon standen sich beide Schlachtreihen gegenüber. Während nun die ersten Kämpfer aufeinanderprallten, machten plötzlich einige Ritter des Königs, die sich ihm als scheinbar ganz ergebene Vasallen angeschlossen hatten, aber bestochen waren, kehrt und wandten ihre Waffen gegen Heinrich. Da ihn aber seine Eisenrüstung gut schützte, konnten sie ihm nur Beulen, aber keine Wunden schlagen. Diese Elenden! um schmählichen Sold stürzten sie sich in Verbrechen und Tod. Denn so viele Rächerarme hieben sie in Stücke, daß ihre zerfetzten Leichen nicht mehr wie Körper von Menschen aussahen. Aber es entstand doch eine größe Verwirrung, es erhob sich ein gewaltiges Geschrei, und es hieß, der König wäre gefallen. Da kam über das Heer des Königs Schrecken, es floh, und der Feind drang nach. Die Ritter konnten sich auf ihren Pferden alle bis auf einige retten, das Fußvolk aber ward von einem entsetzlichen Verhängnis ereilt. So groß das Verbrechen war, durch das Rudolf seinen Sieg errang, so gering war die Ehre, die er mit ihm gewann. Der Feind konnte also die Stadt einnehmen, legte eine Besatzung hinein und kehrte nach Sachsen zurück. Was konnte dir aber die schmachvolle Tat helfen, was die unvernünftige Hinmetzelung der fliehenden Massen, was die Eroberung der Stadt, da du dich ihrer nur für kurze Zeit, des Reiches aber niemals bemächtigen konntest? Der König kehrte nämlich bald wieder mit einem Heere zurück und nahm die Stadt

wieder; denn die Besatzung, die sie hätte schirmen sollen, war geflohen.

Hierauf brach der König mehrmals in Sachsen ein und konnte immer als Sieger oder wenigstens nach unentschiednen Kämpfen abziehen. Bei seinem letzten Einfalle aber errang er einen solch entscheidenden und glücklichen Erfolg, daß aller Welt bewiesen wurde, niemand könne sich ungestraft wider seinen Herrn erheben.[17] Denn Rudolf verlor dabei seine rechte Hand und erlitt so die gerechte Strafe für seinen Meineid. Er hatte sich nicht gescheut, seinem König und Herrn die beschworene Treue zu brechen, und so kam er um seine rechte Hand, gleichsam als hätte es nicht genügt, daß er durch die übrigen Wunden sein Leben einbüßte. Die Strafe ließ die Schuld erkennen. Bei dieser Schlacht war auch bemerkenswert, daß sowohl das besiegte wie das siegreiche Heer floh. Dies hatte die göttliche Erbarmung gewollt, damit nach dem Falle des Hauptes durch die beiderseitige Flucht das Unrecht gegenseitigen Mordens unterblieb.

Doch das halsstarrige Volk ließ sich weder durch den Verlust, noch durch das offenkundige Zeichen belehren. Hatte es nicht mit bewaffneter Faust siegen können, so wollte es sich doch durch Hartnäckigkeit durchsetzen und erkor sich in Hermann einen neuen König[18], der auch auf eine neue Weise umkam. Die Sachsen vertrieben ihn — gleichgültig, weshalb er ihnen mißfiel — aus ihrem Lande. Er kehrte, sein Königstitel war nun eitler Schall, in seine Heimat zurück und begab sich nun zu Hermann, dem Bischofe von Trier,

den die unbezwinglichen Befestigungen seiner Stadt zum Widerstand gegen den König ermutigten.[19] Doch was ist das für eine königliche Macht, die sich nicht auf eigene, sondern auf fremde Kräfte stützen muß? Eines Tages kam „König" Hermann bei einem Ritte auf den närrischen Gedanken, die Burg, zu der sie ritten, wie Feinde zu berennen. Er wollte sehen, wie kühn und tapfer die Verteidiger wären. Wie merkwürdig und unerwartet sind oft die Wege, die das Schicksal zu seiner Erfüllung geht! Sie stürmten in die Feste und fanden sie unverschlossen und unbewacht. Erst als sie schon innen waren, griff ein Teil der Besatzung zu den Waffen, um sich gegen die Eindringlinge mannhaft zu wehren, andere verkrochen sich feige in Schlupfwinkel. Ein Weib aber — dem Geschlechte, nicht dem Mute nach ein Weib — war in den Bergfried entkommen und warf von dessen Höhe einen Mühlstein auf den Kopf des Königs herab. So kam er durch Weiberhand um, damit sein Tod um so schmählicher war. Um ihn aber von diesem Schimpf zu reinigen, machten seine Parteigänger in ihrer Erzählung aus dem Weibe einen Mann.

5. Kapitel

Nachdem diese Könige ein solches Schicksal ereilt hatte, zögerte man lange Zeit, wieder jemand zu wählen; die Vergangenheit flößte für die Zukunft Furcht ein. Schließlich siegte doch die Herrschsucht und trieb den Markgrafen Eckbert an, mit starker Hand sich den Zugang zum Königtum zu erkämpfen.[20] Zu spät ward er

im Tode belehrt, daß man durch den Schaden anderer klug werden könnte. Im Sachsenlande war eine Stadt, die sich dem Könige Heinrich angeschlossen hatte, weil sie dessen Stern im Steigen sah. Zuversichtlich vertraute sie auf ihre sichere Lage und die Unterstützung des Königs. Die Edelherren von Sachsen waren darüber sehr ergrimmt und belagerten sie.[21] Markgraf Eckbert, dem die Aussicht auf die Königsherrschaft in den Kopf gestiegen war, wollte sich mit einer größeren Macht als alle anderen an dieser Belagerung beteiligen, um sich so als den geeigneten Mann für sein erstrebtes Ziel zu zeigen. Er schickte also eine große Zahl Krieger zur Belagerung der Stadt voraus und folgte mit einer kleinen Schar nach.

Er bog von der Heerstraße ab, damit er nicht zufällig auf Feinde stieße — denn wer ist so mächtig, daß er keine Feinde hat, oder daß er feindliche Nachstellungen nicht zu fürchten braucht? —, und zog auf verstecktem Pfade durch einen Wald. O Gott, wie verborgen sind deine Gerichte, wie wunderbar hüllst du in Dunkel, was du vollbringen willst, und tust kund, was du verborgen! Bereits brannte die Mittagsonne auf Roß und Reiter, und wie es so geht, machte die Hitze durstig. Zudem wurden die Ermüdeten ganz schlaftrunken, sie ließen schwer vom Schlafe die Köpfe hängen, und die Pferde, die keine Zügel mehr fühlten, trabten, wohin sie wollten. Da erblickten sie ganz nahe in einem abgelegenen Winkel des Waldes eine einsam gelegene Mühle. Sie kehrten hier ein und legten sich zur Ruhe; der Müller sollte inzwischen für die Durstigen einen guten Trunk

aus der nächsten Ortschaft herbeiholen. Der warf sich also einen Schlauch über die Schultern und machte sich auf den Weg. Bald begegnete er einigen Schildknappen, die sich an der Belagerung jener Stadt beteiligen wollten. Sie waren insgeheim Anhänger König Heinrichs, wenn sie auch auf der gegnerischen Seite standen. Sie fragten nun den Müller, woher er käme, wohin er wolle, warum er sich denn gar so abhetze. Der Mann verstand nicht geheimzuhalten, was er wußte, und so erzählte er, wer sein Gast sei und weshalb er sich auf den Weg gemacht. Die Krieger waren zunächst wohl vor Schrecken, dann aber vor Freude außer sich; sie berieten, was zu tun sei. Groß wäre die Gefahr, groß aber auch der Lohn, die Tapferkeit, der Ruhm und die Tat der Treue, wenn sie diesen Hauptfeind des Königs erschlagen würden. Eine solche Gelegenheit dürfe man sich nicht entgehen lassen, mannhafte Kühnheit erprobe sich gerade bei einem tollen Wagestück. So feuerten sie sich gegenseitig an, gaben ihren Pferden die Sporen und galoppierten zu der Mühle, zu der sie ihre Wünsche schneller als ihre Rosse trugen. Bald kam es zum Kampfe, es war ein hitzig Scharmützel, das lange unentschieden blieb; denn die Zahl und die Tapferkeit der Streiter hielt sich die Wage; die einen setzten alles für ihren Ruhm, die anderen alles für ihr Leben ein. Schließlich siegte aber doch das Glück König Heinrichs. Sein erbittertster Feind ward nicht in einer offenen Feldschlacht, sondern in einer Mühle schmählich erschlagen. — Glückliche Mühle, immer wirst du gefeiert werden! Dein Ruhm zieht von nun ab die

Menschen mehr an als die Arbeit deines geflügelten Rades. Es erzählt bei jeder Umdrehung von diesem Kampfe, und klappernd erzählend mahlt es.

Die wider den König verschworenen Fürsten befiel nun große Verwirrung, ihr Heer löste sich auf, unverrichteter Dinge brach man die Belagerung ab. Von jetzt ab stieg der Stern des Königs Tag für Tag, während der seiner Gegner sank; alle ihre Unternehmungen nahmen ein schmähliches Ende.

6. Kapitel

Als nun die Widersacher des Königs sahen, daß sie weder im Kampfe noch mit der Aufstellung von Gegenkönigen Glück hätten, griffen sie wieder zu der Waffe der Verleumdung. Neben vielen anderen unsagbar schmählichen Beschuldigungen schwärzten sie ihn beim Papste mit der Anklage an, er, der wegen seiner Verbrechen vom Throne gestürzt worden sei, hätte die allerchristlichsten Könige, die sie doch mit der Zustimmung der päpstlichen Autorität erkoren hätten, ermordet, unter Blutvergießen sich wieder der Herrschaft bemächtigt, er verwüste alles mit Feuer, Raub und Schwert und wüte auf jede erdenkliche Weise als Tyrann gegen Kirche und Staat. Daraufhin belegte ihn der Papst, wie sie prahlend behaupten, zum zweiten Male mit dem Banne, der jedoch diesmal kein sonderliches Gewicht hatte, weil es schien, er wäre nicht aus einem vernünftigen Grunde, sondern rein willkürlich, nicht aus Liebe, sondern aus Haß verhängt worden.[22]

Als der König erkannte, der Papst wolle ihn seines Reiches berauben und wäre nur dann mit seinem Gehorsame zufrieden, wenn er auf sein Land verzichte, fühlte er sich gezwungen, von der Unterwerfung zur Rebellion, von der Demut zum Stolze überzugehen. Er wollte nun dem Papste mit gleicher Münze heimzahlen. Ruhmreicher König, laß ab davon, laß ab von diesem Unterfangen! Stürze nicht das Haupt der Kirche von seiner Höhe, lade nicht durch Vergeltung des Unrechtes Schuld auf dein Haupt! Unrecht leiden ist ein Glück, es wieder vergelten ein Verbrechen.

Der König suchte also nach Rechtsgründen und einer Gelegenheit, den Papst abzusetzen. Man fand, er habe den Römischen Stuhl eingenommen, obwohl er sich durch einen Eid verpflichtet habe, es nie zu tun. Er habe dies geschworen, weil er schon als Archidiakon noch zu Lebzeiten seines Herrn die päpstliche Herrschaft habe erschleichen wollen, er habe sich aber dann durch diesen Schwur von jedem Verdacht zu reinigen versucht. Ob das wahr oder falsch ist, konnte ich nicht ermitteln. Die einen bestanden auf dieser Behauptung, andere sagten, sie wäre eine reine Erfindung. Alle beriefen sich dabei auf die Zustände in Rom: Rom, die Herrin der Welt, würde niemals solch ein Unrecht dulden; andere dagegen: sie wäre stets eine Magd der Habgier, für Geld sei sie zu jedem Unrecht leicht bereit. Ich will diese Frage offen lassen, da ich Unsicheres weder zu verteidigen noch zu bejahen wage.

König Heinrich zog jetzt mit einem Heere gegen Rom.[23] Er warf auf seinem Marsche alles nieder, was

sich ihm in den Weg stellte. Er brach die festen Plätze, demütigte die Stolzen, beugte der Hochmütigen Nacken, verjagte die gegnerischen Parteien. Das verführte Rom rüstete sich bei seiner Ankunft statt mit schuldigen Ehrungen mit Waffen zu seinem Empfange, als hätte der Punier Hannibal die Alpen überstiegen. Wie einem Feinde verschloß es seinem Könige die Tore. Mit Recht war Heinrich darüber erbittert und schloß, wie es die Umstände geboten, die Stadt ein. Verweigerten ihm die Römer den Einzug, so ließ er sie nicht mehr aus der Stadt heraus. Außerdem brachen seine Ritter ringsum im Lande die Burgen, zerstörten die Städte und plünderten allum; weil ihm Rom sein Inneres verschloß, verheerte er draußen dessen Provinzen. So wütete dort der Krieg, und drinnen herrschte die Furcht. Ringsum erhoben sich die Kriegsmaschinen, da donnerte der Sturmbock gegen die Mauer, dort bereitete der Krieger mit Leitern den Aufstieg vor. Dagegen schleuderten die Verteidiger der Stadt Wurfgeschosse, Felsstücke, in Feuer gehärtete Pfähle und Brände auf die Angreifer, zuweilen machte die Besatzung auch einen Ausfall, und dann kam es zum Nahkampfe. Auf beiden Seiten wurde tapfer gestritten, die einen machte ihre gerechte Sache, die anderen die Not kühn.

Eines Tages, als beide Heere von Kampf und Hitze ermüdet zur Mittagszeit schliefen und, wie es das Schicksal wollte, kein einziger Späher wachte, näherte sich einer der Schildknappen der Mauer, um Lanzen zu sammeln. Mit gespitzten Ohren horchte er aufmerksam und fand, da er auch die Mauern und Basteien leer sah,

es wäre drinnen niemand in der Nähe. Der beherzte und leicht gebaute Mann arbeitete sich nun mit Händen und Füßen die Mauern hinauf, bis er ganz oben war. Ringsum ließ er jetzt sein Auge schweifen, er sah keinen einzigen Menschen. Da gab er voll Furcht und Hoffnung mit seinem ganzen Körper seinen Kampfgenossen Zeichen und konnte sich kaum des Schreiens enthalten, da sie sein Winken so lange nicht bemerkten. Endlich ergriffen sie die Waffen, eilten mit den Leitern herbei und hatten, schneller als es sich sagen läßt, die Mauern überstiegen. Nun erschlugen sie in der eroberten Stadt die sich zu spät Verteidigenden, nahmen sie gefangen und trieben sie in die Flucht. Der König wollte nicht durch die bereits geöffneten Tore einziehen, wo der Vordermann den Hintermann hemmt und dieser jenen drängt; er befahl vielmehr zur Strafe für die verwegene Schließung eine so breite Bresche in die Mauer zu legen, daß das Heer in Reih und Glied einziehen konnte. Allum Tod, allum Trauer, Rom erzitterte, als die hochragenden Türme, in ihren Grundfesten erschüttert, in Trümmer sanken.

Der Papst floh, er, der alle in die Gefahr gestürzt, verließ sie in der Stunde der Gefahr. Nun endlich bereute Rom seine Anmaßung. Hätte es sich zuvor vom Könige Ehrengeschenke verdienen können, so konnte es sich jetzt kaum um eine ungeheuerliche Summe von völliger Zerstörung loskaufen.

In Kürze herrschte überall Ruhe. Der König ließ öffentlich den Grund seines Kommens bekanntgeben: es wäre eine schwere Anklage bei ihm gegen den Papst

erhoben worden. Viele beteuerten, der Papst hätte sich wirklich in der angegebenen Weise verfehlt, und so setzte der König nach einstimmiger Wahl Klemens zum Papste ein. Der weihte ihn unter allgemeinem Beifall zum Kaiser und ernannte ihn zum Patricius. Der König blieb noch einige Zeit in Rom, um wieder alles in feste Ordnung und Eintracht zu bringen.

7. Kapitel

Ich darf hier wohl einen Vorfall nicht übergehen, der überall in Deutschland von durchaus glaubwürdigen Personen berichtet und dessen Tatsächlichkeit in Rom selbst versichert wird.

Der Kaiser pflegte, um zu beten, in eine gewisse Kapelle zu gehen. Er unterließ dies auch nicht einen Tag. Für seine Andacht hatte er sich ein ganz bestimmtes Plätzchen ausgesucht. Es war ihm gerade deshalb für sein herzinniges Gebet so lieb, weil es so verborgen war. Ein gottloser Mensch wußte von dieser frommen Gewohnheit des Kaisers. Seine eigene oder wahrscheinlicher fremde Bosheit ließ ihn auf einen der Deckenbalken der Kapelle einen großen Stein schleppen, der gerade auf das Haupt des Kaisers fallen sollte. Der Verbrecher hob gerade über der Stelle, wo der Kaiser immer weilte, ein Stück der Vertäfelung heraus und vergewisserte sich durch ein mehrmals herabgelassenes Seil, daß das Felsstück beim Falle das Ziel nicht verfehlen könne. Nachdem dieser Knecht der Hinterlist mit dem Ergebnisse seiner Proben zufrieden war,

stieg er nachts wieder in das Dachwerk und wartete, bis der Kaiser an seinem gewohnten Platze betete. Da stürzte er, der nach dem Verderben eines anderen gierte und dabei sein eigenes nicht kannte, als er das schwere Gewicht herablassen wollte, zusamt dem Steine, selbst eine unglückselige Last, hernieder, während der Kaiser, der sich nur ein wenig von der Stelle bewegt hatte, unverletzt blieb.

Der Vorfall wurde schnell in ganz Rom bekannt, und das Volk, das, einmal erregt, sich kaum beruhigen läßt, schleppte wider des Kaisers Willen den Halbtoten über Stock und Stein und riß ihn dann in Stücke. Alle betrachteten dieses Ereignis nicht als etwas rein Zufälliges, sondern als ein Zeichen von oben und fühlten sich dem Kaiser in weit herzlicherer Treue verbunden. So bestärkte der feindliche Anschlag sie nicht nur in ihrer Treue, sondern machte viele aus Gegnern zu ergebenen Anhängern; der ihn hatte schädigen wollen, hatte ihm sehr genützt.

Nachdem der Kaiser alle Angelegenheiten in Rom erledigt und in die Stadt eine Besatzung gelegt hatte[24], damit sie ihm auch wirklich die Treue hielte, kehrte er in der Erhabenheit der neuen Würde nach Deutschland zurück.

Doch das Glück ist nie beständig. Die Besatzung, die der Kaiser in Rom zurückgelassen hatte, wurde infolge des Klimas da unten und der Jahreszeit — es war eben Sommer — krank und starb bis auf den letzten Mann. Als Rom sich auf diese Weise von ihrem Druck befreit sah und nach seinem Belieben handeln konnte, fiel

es wieder in seine alte Gesinnung zurück, griff zu den Waffen, verjagte den Papst und setzte einen neuen ein, da Gregor inzwischen gestorben war.[25] Als der Kaiser diese Vorgänge erfuhr, brach er wieder mit einem Heere gegen Italien auf.[26] Er kehrte jedoch alsbald um, weil ihn bei seiner Ankunft in Italien Boten von Rom entgegenkamen, die ihm ein Friedensangebot machten, und weil er von feindlichen Unternehmungen in seinem Rücken hörte. Doch ließ er in Italien seinen Sohn Konrad, der bereits zu seinem Nachfolger in der Regierung designiert war. Er sollte Mathilde bekämpfen, die immer mehr an Macht gewann und sich fast ganz Italiens bemächtigte, und sein künftiges Reich der Hand dieser Frau entreißen.

Was werden die Feinde tun, wenn sich selbst die Kinder gegen ihre Eltern erheben? Wo kann man Sicherheit erhoffen, wenn man selbst vor dem nicht sicher ist, den man erzeugt hat? Da sollte es denn doch Schluß sein mit allem Heiraten und niemand sich mehr einen Erben wünschen: dein Erbe wird dein Feind sein, der dich nicht nur deines Hauses und deines Besitzes beraubt, sondern auch nach deinem Leben trachtet. Der Sohn des Kaisers, den sein Vater aus dem oben angegebenen Grunde in Italien gelassen hatte, wurde von Mathilde gewonnen — wen weiß Weiberschlauheit nicht zu verderben und zu umgarnen? —, verband sich mit den Feinden seines Vaters, setzte sich die Krone auf, wollte sich der Regierung bemächtigen, versündigte sich gegen alles Recht, löste alle Ordnung auf, kämpfte gegen die Natur und lechzte nach dem Blute seines

Vaters, da er nicht zur Herrschaft kommen konnte, ehe er es vergossen. Als die hurtig eilende Fama die Kunde hiervon den Feinden des Kaisers brachte, jubelten sie, geizten nicht mit ihrem Beifall, sangen Freudenlieder, priesen die Tat des Sohnes und vor allem das Weib, das ihn dazu verführt hatte. Sie sandten schleunig Boten, die den neuen König noch mehr aufstacheln und Öl ins Feuer gießen und die für sie, freilich ganz gegen ihre Natur, ewige Treue und Hilfe eidlich versichern sollten; denn sie hatten sich längst verschworen, weder dem Vater noch dem Sohne jemals Gehorsam zu leisten. So sehr den König diese Nachricht im Innersten seiner Seele schmerzte, so wußte er doch nach außen seine Würde voll zu wahren und beklagte nicht sein, sondern seines Sohnes Unglück. Da er ihn jedoch von seinem Unterfangen nicht abbringen konnte, beschloß er, ihn zu enterben und an seiner Stelle dessen Bruder Heinrich, der damals noch ein Knabe war, zum Könige zu machen. Er wollte damit nicht Rache an seinem Sohne Konrad üben, sondern durch dessen Bestrafung nur das böse Beispiel beseitigen.

In dieser Angelegenheit fanden viele Fürstenversammlungen statt. Der Kaiser erhob auf ihnen Klage wider seinen Sohn Konrad, der sich mit den Feinden des Reiches verbündet, sich die Herrschaft angemaßt habe und dem Vater Reich und Leben nehmen wolle. Es sei dies ein offenkundiges Unrecht, und wer darüber nicht empört sei, der müsse doch wenigstens im Interesse des Staates dafür sorgen, daß man sich nicht durch

Gewalttat und Frevel der Regierung bemächtige. Sie sollten also ihre frühere Wahl auf seinen jüngeren Sohn übertragen, da der ältere alle Rechte verloren habe. Er stieß dabei allerdings bei sehr vielen auf Widerstand, die ohne Rücksicht auf Recht und Wahrheit allerlei spitzfindige Einwendungen vorbrachten, nicht wenige behielten aber doch das öffentliche Wohl im Auge und stimmten der Meinung und dem Antrage des Kaisers zu. Schließlich einigten sich alle, und unter allgemeiner Zustimmung konnte der Kaiser seinen jüngeren Sohn, nach der Verurteilung des Rebellen durch einen Fürstenbeschluß, als seinen Thronerben einsetzen.[27] Damit er aber nicht auch die Abwege seines Bruders einschlage, nahm ihm der Kaiser das eidliche Versprechen ab, daß er niemals den Versuch machen werde, sich der Herrschaft oder der Besitzungen seines Vaters zu bemächtigen, solange dieser am Leben sei und ihn nicht ausdrücklich hierzu ermächtige.

Mit großer Besorgnis und voll Unwillen sprach man davon, es werde jetzt zwischen den beiden Brüdern zu einem Bürgerkriege kommen, worunter das Reich schwer leiden werde. Aber Er, der alles lenkt und leitet, behob diese Furcht durch den Tod des älteren Bruders und schaffte so eine Gelegenheit, daß das Reich zur Einheit zurückkehren konnte. Immer wieder hatten also die Feinde des Kaisers ihr Haupt verloren und wußten nun nicht mehr, wem sie sich anschließen sollten. Sie taten jetzt das Klügste, was sie tun konnten: sie unterwarfen sich nach gütlicher Vereinbarung

und ließen an die Stelle von Kämpfen Frieden, an die der Kriegslager ruhige Sicherheit in der Heimat treten.

8. Kapitel

Als nun überall Ruhe und Frieden herrschte, berief der Kaiser die Fürsten an seinen Hof und ließ sie für das ganze Reich den Landfrieden beschwören[28]; er setzte auch schwere Strafen auf die Übertretung dieses Gesetzes, um den bestehenden Übelständen zu steuern. So groß die Wohltat dieses Friedensgebotes für die Armen und Gutgesinnten war, so sehr schädigte es böswillige Machthaber. Jenen brachte es Wohlstand, diesen Armut und Hunger. Denn wer sein Hab und Gut für Kriegsleute aufbrauchte, damit er immer von einer starken bewaffneten Macht umgeben auftreten und andere in dieser Beziehung überbieten konnte, begann nun Not zu leiden, in dessen Keller zogen Mangel und Hunger ein, weil ihm der Landfrieden die Möglichkeit zu rauben beschnitt. Wer vor kurzem noch auf schäumendem Rosse dahergaloppierte, mußte sich jetzt mit einem bäuerlichen Gespanne zufriedengeben. Wer eben noch kein anderes Kleid trug als eines, das im feurigen Rot des Scharlach erglühte, mußte sich glücklich schätzen, wenn er ein Gewand von Naturfarbe hatte. Es freute sich das Gold, daß es nicht mehr in den Schmutz getreten wurde, da die Not eiserne Sporen gebrauchen hieß. All den überflüssigen Prunk — eine Folge der Sittenverderbnis — beschnitt die Lehrmeisterin Armut. Ungefährdet fuhr der Schiffer an den

Städtchen, die an den Wasserstraßen lagen, vorbei. Hatten sich ihre Bewohner vordem vom Schiffraub genährt, so schauten jetzt ihre adeligen Herren hungrig den Schiffen nach. Eine merkwürdige Tatsache, die selbst der Komik nicht entbehrt: andere rächen Unbill mit neuer Gewalttat, der Kaiser das ihm zugefügte Unrecht mit Friedensbestimmungen.

Nachdem die Edelherren mit ihren Gefolgsleuten durch dieses Gesetz einige Jahre in engen Schranken gehalten worden waren, begannen sie voll Aufregung darüber, daß sie ihre Freiheit nicht zu Verbrechen mißbrauchen durften, aufs neue gegen den Kaiser zu murren und gegen ihn die Saat neuer Verleumdungen auszustreuen. Ich frage nun, was hat der Kaiser eigentlich verbrochen? Doch nur das, daß er Freveltaten verbot, Gerechtigkeit und Frieden zurückrief, daß der Wegelagerer nicht die Straßen gefährden durfte, der Wald keinen Überfall mehr verbergen konnte, der Kaufmann und der Schiffer frei ihres Weges zogen, daß der Räuber hungerte, weil er nicht mehr plündern durfte. Warum wollt ihr denn nur vom Raube leben? Entlaßt doch die Leute wieder auf ihre Felder, von denen ihr sie zum Waffendienst genommen, beschränkt die Zahl eurer Mannen auf das Maß, das euch eure Mittel erlauben, zieht eure Güter wieder ein, die ihr für Lehensvergabungen töricht verschleudert habt, um viele Krieger zu gewinnen; und Keller und Speicher werden sich euch mit allem Guten wieder füllen; ihr braucht dann anderen nichts mehr zu nehmen, weil ihr künftig selbst übergenug besitzen werdet. Dann braucht ihr auch den

Kaiser nicht mehr zu verleumden, das Reich nicht mehr durch Fehden zu beunruhigen, ihr habt, was ihr für euren Körper braucht, und rettet, was doch das Beste ist, eure Seelen. Doch meine Worte sind ein Schlag ins Wasser, ich lade den Esel zum Lautenspiel; eine böse Gewohnheit wird nur ganz selten oder niemals aufgegeben.

9. Kapitel

Die alten Räuber sannen also wieder auf Krieg, um nach ihrer alten Art leben zu können, und suchten nach einem Gegenkönig. Sie fanden, der Sohn des Kaisers wäre hierfür die geeignetste Persönlichkeit. Um nun für ihre Einflüsterungen eine passende Gelegenheit zu finden und ihn mit ihren Lockmitteln ködern zu können, nahmen sie ihn zunächst häufig auf ihren Jagden mit, luden ihn zu üppigen Gelagen ein, machten ihn bei Scherz und Spiel leichtsinnig und zogen ihn in Abenteuer, zu denen die Jugend neigt. Und wie es dann unter jungen Leuten geht, schloß man sich in vertrauter Freundschaft zusammen und gelobte sich durch Handschlag, gegenseitig treu alle Geheimnisse zu wahren. Nachdem sie ihn also durch mancherlei List an sich gefesselt hatten und glaubten, nun könnten sie ihn auf Irrwege führen, brachten sie eines Tages scheinbar ganz zufällig das Gespräch auf seinen Vater:

Sie wunderten sich, daß er es unter einem so gestrengen Vater aushalten könne, er sei doch der reinste Knecht, da er in jeder Beziehung wie ein Knecht gehalten werde und er es geduldig ertrage. Dazu sei sein

Vater ein alter Mann, nicht mehr fähig, die Zügel des Reiches fest in der Hand zu halten. Wolle er bis zu dessen Tod mit der Thronbesteigung warten, so werde ihm sicher ein anderer zuvorkommen. Doch könne er ja selbst auf die Unterstützung von vielen Seiten rechnen, weil sein Vater so allgemein verhaßt sei. Aller Herzen würden ihm zufliegen, wenn er alsbald die Zügel des Reiches, das ihm schon übertragen sei, ergreife, zumal sein Vater gebannt sei und ihn die Kirche längst ausgestoßen habe und auch die Vornehmsten des Landes gegen ihn seien. An seinen voreiligen Schwur brauche er sich doch nicht zu halten, im Gegenteil könne er sich gerade dadurch heiligen, daß er den einem Exkommunizierten geleisteten Eid breche.

Inzwischen vermutete der Vater nichts Arges von seinem Sohne. Er gab im Gegenteil seine Zustimmung zu dessen vertrautem Verkehr mit den Großen des Reiches und hoffte, sie würden ihn später um so treuer und entschiedener bei seinem Regierungsantritte unterstützen, je innigere Liebe sie jetzt zusammenschweiße.

Der Sohn, schnell verführt und fortgerissen von seiner Herrschbegier, gab den schlimmen Einflüsterungen, wie ja die Jugend immer leicht zu beeinflussen ist, mit Herz und Hand nach. Er lauerte also nur noch auf eine günstige Gelegenheit, von seinem Vater abfallen zu können, das heißt auf den Augenblick, wo er ihn damit am empfindlichsten schaden würde. Als daher sein Vater gegen einige aufständische Sachsen zog, die ihm eben zur Unterhandlung Gesandte entgegengeschickt hatten, verließ er ihn plötzlich, und sogleich schlossen

sich ihm viele an.[29] Aber sonder Zweifel werden diese, die ihn zum Verrate überredeten, seiner Zeit von ihm ebenfalls abfallen.

Der Kaiser sandte seinem Sohne Boten nach, mit Tränen und Ermahnungen rief er ihn zu sich zurück. Er beschwor ihn, den greisen Vater nicht zu betrüben, nicht den Vater aller Menschen zu beleidigen. Jedermann würde ihm ins Gesicht spucken, aller Welt würde er zum Gerede werden. Er solle sich doch auch seiner eidlichen Versicherung erinnern. Wer ihm dies geraten, sei nicht sein Freund, nicht Berater, sondern Verräter.

Doch der Sohn wies ihn schroff zurück. Er könne den nicht mehr als seinen Vater anerkennen, der von der Kirche exkommuniziert sei. So tat er, als kämpfe er für die Sache Gottes, und stritt doch nur für seine eigene. Er durcheilte Baiern, Schwaben, Sachsen. Mit allen Mächtigen des Reiches setzte er sich in Verbindung und zog alle an sich, da der Mensch stets zum Umsturze des Alten neigt. Er maßte sich die königliche Gewalt an, als hätte er seinen Vater schon begraben.

Bald lag er vor der Feste Nürnberg.[30] Wie tapfer hier gekämpft wurde, bezeugen die beiderseitigen Verluste. Je geringer die Hoffnung der Belagerten war, desto kühner war ihr Mut. Hätte der Kaiser dem verbrecherischen Blutvergießen nicht ein Ende setzen wollen und deshalb nicht geboten, die Festung zu übergeben, so würden sie jene noch heute fruchtlos berennen, wenn sie nicht vielleicht der Hunger, der alles bezwingt, erobert hätte. Siehe die Liebe des Vaters,

die er der Untat des Sohnes entgegensetzte! Er achtete nicht auf die erlittene Kränkung, sondern auf die Stimme der Natur. Lieber wollte er die Stadt übergeben, als sie befreien und den Sohn dabei gefährden; er wollte lieber von ihm Unrecht erleiden, als es rächen. Die Besatzung übergab also die Burg unter den Bedingungen, die sie selbst stellte.

Der abtrünnige Sohn entließ nun sein Heer und eilte nach Regensburg. Hier hatte man sich noch für keine Partei entschlossen, und so versuchte er diese Stadt ganz für sich zu gewinnen. Als der Kaiser, der sich eben in Würzburg aufhielt, dies erfuhr, glaubte er seinen Sohn entweder auf dem Marsche oder in Regensburg selbst gefangen nehmen zu können. So schnell und unbemerkt folgte er dessen Spuren, daß man davon nichts erfuhr, bis eine stattliche Schar der Seinen, nachdem sie über die Donau gesetzt war, auf ihren Rossen in die Stadt eindrang. Der Sohn war von diesem plötzlichen und unerwarteten Überfall so überrascht, daß er floh. Warum flüchtest du dich vor dem, den du doch nicht zu fliehen brauchst, vor deinem eigenen Vater? Er folgt dir; aber er verfolgt dich nicht, er folgt dir, sagte ich, nicht als Feind, sondern um dich zu retten. Er folgt dir nur, um dem durch dich erschütterten Staate wieder Frieden und Ruhe zu geben und für deine Zukunft zu sorgen.

Der König sandte jetzt durch Baiern und Schwaben Boten und zog das aufgelöste Heer zusammen, was den Kaiser auch seinerseits zur Aufstellung eines Heeres zwang. Am Regenflusse standen sich beide Heere

gegenüber, hier der Vater, dort der Sohn, hier die Liebe, dort haßerfüllte Wut. Die angesehensten Fürsten der beiden Parteien kamen nun zu einer Besprechung zusammen, um womöglich diesen furchtbaren Zwiespalt zu überbrücken. Da ließen sich die Anhänger des Kaisers durch eindringliches Zureden und große Versprechungen verlocken und brachen ihrem Herrn die Treue. Hätte der Kaiser diesen Abfall nicht vorausgeahnt, so wäre er ganz allein, nur mit ein paar Getreuen, in die Gefahr geraten. Er hielt es deshalb für das beste, dem Verbrechen und dem Schicksale zu weichen. Er floh nach dem Vorbilde des Königs David, damit sein Sohn nicht auch noch zum Vatermörder würde.

Wie wunderbar ist Gottes Gnade! Sie belehrt uns durch ein offensichtliches Zeichen, wenn wir nur der Belehrung zugänglich wären und kein blindes Herz hätten! Der Kaiser vermutete, seine Feinde würden ihn auf dem Wege, auf dem er gekommen, verfolgen, und so bog er zum Herzoge von Böhmen ab. Der hatte ihn zwar in seiner drangvollen Lage noch vor kurzem nicht eben rühmlich im Stiche gelassen; aber jetzt nahm er ihn doch voll größter Achtung auf und geleitete ihn bis nach Sachsen. Hatte der Kaiser dort auch viele, mächtige Feinde, so wurde er doch von ihnen auf das ehrenvollste durch ihr Land bis an den Rhein gebracht. Nur weil Gottes Hand mit ihm war, weil er einen unsichtbaren Führer hatte, der ihn sicher durch alle Geschosse und Feinde trug, war dies möglich. Wärest du, Kaisersohn, irgendeiner Mahnung zugänglich gewesen,

so hätte dich dies Wunder belehren, hätte dir zeigen müssen, daß du deinen Vater nicht verfolgen, sondern verehren solltest, da selbst seine Feinde, in deren Händen er war, ihn ehrten. Härter wirst du noch zurechtgewiesen werden, da dich diese milde Warnung nicht besserte.

Als die Flucht des Kaisers bekannt wurde, fielen noch mehr von ihm ab, sie förderte in hohem Maße die Sache seines Sohnes und schadete seiner eigenen.

10. Kapitel

Um die günstige Lage auszunützen, berief der König sogleich für Weihnachten eine Reichsversammlung nach Mainz. Er lud hierzu die Fürsten und auch sonst viele Vornehme ein, um allen kundzutun, er wolle jetzt Herr und Herrscher sein.

Auch der Kaiser beschloß, mit seinen Getreuesten zu diesem Reichstag zu kommen und Rechenschaft über das Verfahren wider ihn zu verlangen. Als seine Gegner dies erfuhren, bangten sie für sich und ihre Sache, wenn der Kaiser mit einer Schar Bewaffneter und zugleich mit guten Gründen anrücke. Sie rieten deshalb dem Könige zu folgender List: Er solle seinem Vater entgegeneilen, sich ganz zerknirscht gebärden, seine Schuld bekennen, um Gnade flehen und beteuern, es schmerze ihn, so schlimmen Einflüsterungen nachgegeben zu haben, er sei zu jeder Genugtuung bereit, wenn er nur wieder Gnade fände. Biete sich dann eine Gelegenheit zu einer neuen List, so solle er sie benützen;

wenn nicht, sollte der Trug zur Treue, die Heuchelei zur Wahrheit werden.

Als er sich demgemäß ränkevoll seinem Vater näherte[31], glaubte dieser nur zu leicht den Worten und Tränen seines Sohnes, fiel ihm um den Hals, bedeckte ihn mit seinen Zähren und Küssen und freute sich nach dem Vorbilde des Vaters im Evangelium, daß sein Sohn, der tot war, wieder zum Leben zurückgekehrt, daß er den wiedergefunden, den er verloren hatte. Kurz, er sah ihm Schuld und Strafe nach, er verwies ihm nur mit väterlicher Milde die Kränkungen, die er ihm zugefügt hatte. Er handelte ganz nach dem Ausspruche des Komödiendichters [Terenz]: „Klein ist die Buße, die der Vater dem Sohne auferlegt für schwerste Sünde."

So war es ihm gelungen, seinen Vater durch erheuchelte Reue zu täuschen, und nun hinterging er ihn noch durch einen listigen Vorschlag. Wie man ihm zuvor beigebracht hatte, überredete er den Kaiser dazu, die ihn begleitenden Truppen zu entlassen; beide sollten sie mit einer kleinen Schar zur Reichsversammlung kommen, weil sie sonst alles verheeren würden, wenn sie mit einer solchen Menge weiterzögen. Nachdem sie sich beide geeinigt hätten, könnte ihnen auch niemand mehr Widerstand leisten. Dieser Rat war an sich gut, nur die hinter ihm versteckte Absicht machte ihn schlecht, und so stimmte der Kaiser zu. Er entließ also bis auf dreihundert Mann alle seine Leute und wollte in Begleitung seines Sohnes sich zum Reichstag begeben.

Unterwegs mußte man einmal übernachten.[32] Der Sohn widmete sich die ganze Nacht seinem Vater. Der

freute sich unsäglich über ihn, unterhielt sich mit ihm, koste mit ihm, umarmte ihn, küßte ihn, alle die schwer entbehrten Zärtlichkeiten wollte er jetzt einholen. Er ahnte nicht, daß es die letzte Nacht der Freuden war. Es ist wirklich zu verwundern, wie jemals solche Ränke so von Erfolg begünstigt sein konnten.

Als man sich am folgenden Tag Mainz näherte, kam die Kunde, die Baiern und Schwaben rückten mit einer ungeheuren Truppenmacht an. Da legte der Sohn dem Kaiser nahe, es sei unsicher, sich mitten unter die Feinde zu wagen, wenn man sich nicht zuvor über ihre Gesinnung vergewissert hätte, weil diese verwegenen Leute sich nicht zu zügeln vermöchten. Es wäre darum am besten, der Kaiser gehe in eine nahegelegene Burg[33], während er selbst sich zu den Feinden begeben, sie von ihren Absichten abbringen und sie ihm dann um Gnade und Versöhnung flehend zuführen wolle. Der Kaiser tat, wie ihm sein Sohn geraten, und ritt auf die Burg, ohne den Fallstrick zu bemerken, den das gleisnerische Wesen des verlogenen Sohnes so gut zu verbergen verstanden hatte.

Kaum hatte der Kaiser mit ein paar Mannen die Burg betreten, da wurden deren Tore verschlossen und seine Getreuen nicht mehr eingelassen. So ward der Trug offenkundig; er, der wie der Herr aufgenommen worden war, wurde als Gefangener festgehalten. Der Sohn stellte seinen Vater unter Bewachung und kehrte über seine gelungene List triumphierend nach Mainz zurück. Dort berichtete er, wie er seinen Vater gefangen, und brüstete sich damit, als hätte er ein verdienstvolles

Werk vollbracht. Da hallte der Reichstag von tosendem Beifall und lautem Jubel wider, das Unrecht wurde als Gerechtigkeit, der Trug als Tugend gefeiert.

Der Sohn schickte sofort einen Boten an den Kaiser und ließ ihm sagen, wenn ihm sein Leben lieb sei, habe er ihm sofort das Kreuz, die Krone, die Lanze und die übrigen Reichskleinodien zu übersenden und ihm die festesten seiner Burgen zu übergeben. Der Kaiser zögerte nicht, all dem nachzukommen; denn die Herrschaft ging ihm nicht über sein Leben. Doch das schien noch nicht genug. Er mußte selbst erscheinen und vor allen auf die Regierung verzichten.[34]

Er wurde also nicht als freier Mann, sondern als Gefangener vorgeführt. Er stand allein vor jenen, die längst vor ihm hätten stehen sollen. Er hatte nicht das Recht freier Verantwortung, sondern mußte sprechen, wie es das Los eines Gefangenen mit sich brachte. Als man ihn fragte, ob er freiwillig auf das Reich verzichten wolle, konnte er nicht nach seines Herzens Meinung antworten, sondern wie die Not ihn zwang: freilich trete er das Reich nicht durch Gewalt gezwungen, sondern seinem freien Willen folgend ab; er könne die Zügel der Herrschaft nicht mehr kraftvoll führen, er habe keine Sehnsucht mehr zu regieren, zumal ihn lange Erfahrung gelehrt habe, sie bringe mehr Last als Ruhm ein; es sei auch Zeit, Würden und Bürden abzuwerfen und für der Seele Heil zu sorgen. Sein Sohn solle sich nur davor hüten, ihm etwas zuzumuten, was gegen die Ehre beider sei, gegen die des Handelnden und die des Duldenden.

Viele der Anwesenden wurden durch diese Rede und das traurige Schicksal des Kaisers bis zu Tränen und Seufzern gerührt, nur den Sohn konnte selbst die Natur nicht zum Mitleid bewegen. Und während sich der Vater dem Sohne zu Füßen warf und ihn anflehte, er solle doch wenigstens das Naturrecht in ihm berücksichtigen, wendete dieser sein Angesicht von ihm ab und verschloß ihm sein Herz. Und doch hätte der Sohn vor die Füße des Vaters niedersinken sollen, da er ihm das Reich, zu dessen Erbe ihn der Vater bereits bestimmt hatte, voll Ungeduld über die Verzögerung entriß. Der Kaiser bat nun noch alle um Vergebung, denen er je ein Unrecht getan. Zuletzt warf er sich dem päpstlichen Legaten zu Füßen und beschwor ihn, ihn vom Banne freizusprechen und der kirchlichen Gemeinde wieder einzuverleiben. — Die Laien verziehen ihm voll Mitleid, der Legat des Herrn Papstes verweigerte ihm dagegen die Lossprechung mit der Begründung, er hätte hierzu keine Vollmacht, er müsse vom Papste selbst diese Gnade erhoffen.

Kurz, der Kaiser verließ nach seinem Verzicht auf die kaiserliche Gewalt als Privatmann den Reichstag und begab sich auf eine königliche Domäne, die ihm sein Sohn zum Lebensunterhalte angewiesen hatte.[35] Ohnmacht ist dieser Welt Macht, unbeständig, unsicher ist sie! Das ist überhaupt keine wahre Macht, die nicht alles kann, was sie will, und die der wieder verlieren kann, der sie erworben hat.

11. Kapitel

Nach Schluß der Reichsversammlung durchzog der König die Gaue und Städte des Oberrheines. Wie es die Verhältnisse gerade mit sich brachten, gewann er die Leute dort durch Vergünstigungen oder unterwarf sie sich mit Gewalt. Als er aber das Elsaß betrat, kam sein Glück ins Wanken. Er ließ sich auf einen Kampf ein, der ebenso ungünstig endete, wie er ungeschickt begonnen war.

Zu Ruffach, einer stark bevölkerten und wehrhaften Stadt, verübten seine Mannen voll Übermut allerlei Schandtaten. Die Bürger ließen sich diese unerträglichen Unbilden, die jedes Maß überschritten, nicht gefallen, und so entstand ein großer Tumult. Als er bis zu den Ohren des Königs drang, eilte dieser herbei; aber nicht um das Unrecht abzustellen, sondern es zu unterstützen, nicht um dem Kampfe ein Ende zu machen, sondern ihn erst richtig in Gang zu bringen. Eine furchtbare Erregung der gesamten Einwohnerschaft war die Folge. Das Volk ließ sich nimmer halten, es drängte vorwärts, Mann und Weib, Herr und Knecht, der Tapfere und der Feige, und wie es in solchen Fällen geht, entflammte das Unrecht den Mut aller. Ein wilder Kampf und zugleich eine wilde Flucht begann. Denn wie die Krieger des Königs die wütende Menge heranstürmen und sich selbst in der Klemme sahen, fanden sie, tapferer Widerstand bringe ihnen nur Tod und Verderben, einzig in der Flucht liege ihr Heil, und so rettete, wer nur konnte, durch Flucht sein Leben.

O Trauer, o Schmach des Reiches! Als der König entwich, wurden die königlichen Insignien eine Beute

der empörten Masse. Guter König, komm nun endlich zur Vernunft und erkenne in deinem Mißgeschick des Himmels Zorn! Es ist das Gericht des erzürnten Gottes, daß du fliehen mußt, du, der du deinen eigenen Vater vertrieben hast, und daß du die Kleinodien des Reiches verlorst, die du deinem Vater geraubt hattest.

Der König schloß mit der Stadt bald Frieden und sicherte ihr Gnade und Verzeihung zu, worauf ihm die Reichskleinodien wieder ausgeliefert wurden. Er konnte jedoch die tiefe Wunde jener Schmach nicht verschmerzen, und so stieß er sein Urteil wieder um, zog eine große Truppenmacht zusammen, brannte die Stadt nieder, ließ sie ausplündern und wütete in unsinnigem Morden gegen ihre Bewohner.

Es stieg in ihm der Verdacht auf, das, was einzig das Schicksal über ihn verhängt hatte, wäre auf Betreiben seines Vaters geschehen, und so begann er auf neues Unrecht wider ihn zu sinnen. Er gedachte ihn gefangen zu setzen oder zu vertreiben, damit dadurch jeder Anlaß zu Widerstand beseitigt würde. Als er hörte, sein Vater habe zu Lüttich Treue und eine sichere Zuflucht in seinem Unglücke gefunden, beschloß er, dort das Osterfest zu feiern.[88] Er wollte ihn dann womöglich in dieser Stadt ergreifen und vom Bischofe Rechenschaft für das Unrecht fordern, das er ihm mit der Aufnahme seines Nebenbuhlers zugefügt.

Als der Vater erfuhr, sein Sohn wolle Ostern in Lüttich feiern, ließ er ihm diese Botschaft zugehen: „Wenn ich dich, meinen vielgeliebten Sohn, frage, ob man mehr den Menschensatzungen oder dem Gebote

Gottes gehorchen müsse, so wirst du mir — wenn du nicht völlig von der Wahrheit abgefallen bist — antworten, der gleiche dem Vieh, der nicht das Himmlische dem Irdischen, das Göttliche dem Menschlichen vorzieht. Warum hörst du dann mehr auf jene, die dir zuflüstern: ‚Verfolge deinen Vater!' als auf Gottes Wort: ‚Ehre deinen Vater!'? Sie führen dich in Irrtum, nicht zur wahren Lehre, sie sorgen nicht für deine Ehre, sie neiden sie dir nur: unter dem Scheine der Treue legen sie dir die Schlingen der Untreue. Einzig durch die Vernichtung meiner Ehre konnten sie auch die deine untergraben. Mochte mich immerhin, wie meine Widersacher wähnen, Gott wegen meiner Sünden vom Throne stürzen, du hättest dazu nie deine Hand bieten, mir nie das Reich, das ich dir bereitete, vor der Zeit entreißen dürfen. Barbarenvölker verurteilen und verfluchen ein so unmenschliches Verbrechen, selbst die Heiden schrecken davor zurück, und jene, die Gott nicht kennen, wissen, was sie der Natur an Menschenliebe schulden. Doch es ist kein Wunder, daß böswillige Einflüsterungen die unreife, leicht verführbare Jugend zu täuschen verstand; denn schlimmer Rat vermag zuweilen selbst den festen Sinn von Greisen zum Bösen zu verleiten. Mein Geschick ist mehr die Folge fremder Verbrechen als des deinen, weil du in den Händen deiner Berater und nicht sie in den deinen waren. Wenn du aber noch weiteres Unrecht tust, so kannst du nimmer entschuldigt werden, nachdem du weißt, daß, was geschehen, ein Frevel ist, und du, was noch nicht geschehen, unterlassen kannst. — Ich habe auch gehört, du habest

beschlossen, Ostern in Lüttich zu feiern, wo mich der treue und fromme Bischof aufgenommen hat, als sich niemand meiner Wohltaten erinnerte, niemand mit meinem Unglücke Mitleid hatte. Seine mir erwiesenen Wohltaten solltest du mit königlicher Freigebigkeit belohnen. Du kannst seiner Treue um so sicherer sein, je mehr er sie gegen mich bewiesen. Er ist auch entschlossen, wenn er nicht dich in seinem Hause aufnimmt, mich während der Ostertage bei sich zu behalten. Doch du sagst, dieses Fest sollte uns eher vereinigen als trennen, du willst, du wünschest, daß ich hier mit dir zusammen die Osterfreude genieße. Auch ich sehnte mich danach gar sehr, wäre nicht Anlaß zur Furcht gegeben. Denn ich muß doch jenen mißtrauen, die es reut, mir das Leben gelassen zu haben, als in ihrer Hand mein Tod und Leben lag. Alles flößt mir Verdacht, alles Besorgnis ein, am meisten aber eine zahlreiche Menge, bei der man sich um so weniger gegen eine Gefahr sichern kann, je größer durch sie die Gelegenheit zu einem Verbrechen ist. Deshalb entwich ich auch so weit vor meinen Hassern und habe mich an die äußerste Grenze deines Reiches zurückgezogen, damit mich die große Entfernung schirme, oder wenn mich die Not zwingt, in der Fremde edle Menschen aufzusuchen, ich um so schneller aus deinem Gebiete fliehen kann. Ich bitte dich also, daß du mit Rücksicht auf deinen Vater zu Ostern an einem anderen Orte Hof haltest, und daß du mich nicht als Kaiser, sondern nur als Gast in dem Hause des Mannes verweilen lässest, der mich in reiner Menschenliebe aufgenommen hat. Sorge dafür, daß man

sich nicht mir zum Hohne und dir zur Schmach erzähle mein Unglück habe mich selbst an dem Hochfeste der Auferstehung des Herrn gezwungen, eine unsichere Herberge zu suchen. Tust du, um was ich dich bitte, so bin ich dir von Herzen dankbar; wenn nicht, so will ich lieber als Bettler in fremden Landen weilen, als in dem Reiche, das einst mein war, ein Gegenstand des Spottes sein."

Der Sohn hörte mit tauben Ohren diese Botschaft des Vaters an. Er ließ sich von seinem Beschlusse nicht abbringen. Als Ostern unmittelbar bevorstand, wollte sich der Vater aus Lüttich entfernen; doch der Bischof und der Herzog Heinrich [37], den der Bischof ebenfalls eingeladen hatte, ließen ihn nicht ziehen. Sie könnten es nicht dulden, daß er während eines so hohen Festes von jeder menschlichen Behausung vertrieben die Wälder und Schlupfwinkel des Wildes aufsuche. Sei er auch grundlos vom Reiche verlassen worden, seine Freunde ließen ihn nicht im Stiche. Gönne man ihnen Frieden, so wollten auch sie nichts lieber als den Frieden, gälte es aber zu kämpfen, nun, so hätten sie auch Waffen genug. Doch jener versicherte, er wolle für sie nicht der Anlaß zu Unglück sein, und betonte, es wäre doch besser, wenn er sich entferne. Nachdem ihm aber diese noch weiter ungestüm zusetzten, gab er schließlich seine Zustimmung und blieb, wie sie wünschten.

12. Kapitel

Schon war eine zahlreiche Ritterschaft, die dem Könige in großem Abstand vorauszog, zur Brücke

an der Maas gekommen. Drüben hielt der Sohn des genannten Herzogs Heinrich mit einer kleinen Schar, nicht weit davon lag in einem günstigen Hinterhalt die Hauptmacht des Herzogs.[38]

Um nun seine Gegner zum Kampfe zu reizen, ließ der Sohn des Herzogs sein Roß bald geradeaus galoppieren, bald ritt er Volten und zurück und rief, ob nicht eine ungefähr gleich große Zahl von Gegnern einen Strauß mit ihm wagen wolle. Es dauerte auch nicht lange, bis ein kleiner Trupp von den Rittern des Königs über die Brücke setzte. Es entwickelte sich ein bewegter Kampf; bald ritt man gegeneinander, bald bog man flüchtig aus. Inzwischen überschritt einer nach dem andern von den Königlichen die Brücke und vermehrte so unmerklich die Zahl seiner Kampfgenossen. So brachen sie die Vereinbarung, und aus einem Streite mit gleichen Kräften wurde einer mit ungleichen. Als dies der Sohn des Herzogs sah, machte er mit seinen Leuten kehrt, allerdings nicht um zu fliehen, sondern um jene zu überlisten, nicht um der Gefahr zu enteilen, sondern um die Nachstürmenden in die Gefahr zu locken.

Wie nun die auf dem anderen Ufer die scheinbare Flucht beobachteten, kamen sie eiligst über die Brücke, jagten den Weichenden nach, ohne das ihnen drohende Geschick und den verborgenen Hinterhalt zu ahnen. Als man nun an die Stelle, wo des Herzogs Mannen verborgen lagen, kam, brachen diese aus ihrem Versteck hervor und griffen die Andringenden hitzig an. Diese erfaßte infolge des unvermuteten Überfalles blasses

Entsetzen; in ihrer Angst verließen sie sich nicht mehr auf ihre Waffen, sondern wandten sich zur Flucht. Doch was hatte es für einen Zweck, die Brust zu sichern, den Rücken aber den Hieben preiszugeben? Viele wurden getötet, viele verstümmelt, viele gefangen. Der grausame Sieger setzte dem blutigen Morden erst ein Ziel, als er des Niedermetzelns satt war. An der Brücke staute sich die fliehende Menge, dort vollbrachte die gottlose Faust um so mehr Verbrechen, je weniger sich die zusammengedrängten Massen bewegen konnten. Dazu verschlang der Fluß noch weit mehr, als das Schwert dahinraffte. Denn da der Feind von rückwärts drohte, warfen sich die Bedrängten voll Furcht in die Fluten und stürzten sich angstvoll und verwirrt von einem Tod in den anderen. Und noch ein entsetzlicheres Unheil konnte man bald schauen: die Brücke brach unter der Last der ungeheuren Menge, und in den Fluten verschwanden Roß und Mann. Keiner konnte entrinnen, keinen rettete seine Schwimmkunst; denn jeden zog das Gewicht seiner Rüstung oder die sich in Todesnot Anklammernden in die Tiefe. Die Größe dieses Frevels wurde dadurch noch ins Ungemessene gesteigert, daß er gerade am heiligen Karfreitag vollbracht wurde.[39]

13. Kapitel

Hierauf zog der König gen Köln. Doch auch das verschloß ihm seine Tore. Er verbrachte nun bloß den Ostersonntag in Bonn und kehrte dann eiligst nach Mainz zurück. Er entsandte nun nach allen Seiten

Boten, die den Großen des Reiches seine Klagen überbrachten:

„Hätte ich mir die Herrschaft gewaltsam angemaßt, so würde ich die meiner Macht Widerstrebenden niederwerfen, soweit es in meinen Kräften stünde. Nun aber bin ich mit der Annahme der Regierung nur Eurem Rate gefolgt, und da sollte es jemand ungestraft wagen können, dem ganzen Staate zum Hohn, das Reich und uns selbst mit Waffengewalt zu beunruhigen? Als wir auf unserem Zuge nach Lüttich, wo wir zu Ostern Hof halten wollten, an die Maas kamen, legten uns der Bischof von Lüttich und Herzog Heinrich, auf deren Treue und Gehorsam wir so fest bauten, heimlich einen Hinterhalt, erschlugen, fingen und verjagten unsere Mannen, die von nichts wußten und zum Kampfe nicht gerüstet waren. Es widerstrebt uns, Näheres über dieses Unglück zu berichten, aber ebenso es ungestraft hingehen zu lassen. Von diesem herben Schicksal und der heiligen Zeit gezwungen, begab ich mich nach Köln. Voll Übermut verwehrte mir diese Stadt den Einzug, und so mußte ich eben den heiligen Ostertag zu Bonn verbringen. Wann wurde je einem Könige solche Schmach angetan? Doch sie trifft nicht bloß mich, auch Ihr werdet verachtet. Diese anmaßenden Menschen versuchen Euren Beschlüssen jedes Ansehen zu nehmen, einzig ihre Bestimmungen sollen Geltung haben, kurz, sie wollen, daß bei ihnen der Schwerpunkt des ganzen Reiches liege. Sie arbeiten an dem Sturze des Königs, den Ihr eingesetzt habt, damit keine Eurer Verfügungen bestehen bleibe. So richtet sich

dieser Schimpf mehr gegen das Reich als gegen mich. Denn die Verhöhnung nur eines Hauptes — und wäre es auch das höchste — ist für das Reich kein Schaden, der sich nicht wieder gutmachen läßt, die Mißachtung der Fürsten aber ist des Reiches Untergang. Sollen wir also das ungestraft hingehen lassen, und soll so durch eine verächtliche Gutmütigkeit ihr Übermut sich noch weiter steigern? Möge man nie von uns sagen, wir seien geschmäht worden und hätten die Schmach ungerächt auf uns sitzen lassen! Die paar Worte genügen. Nur stumpfe Lammesgeduld muß durch langes Zureden aufgestachelt werden. Die Sache selbst sporne mehr als Worte an! Weil wir denn gegen so übermütige Feinde des Reiches kraftvoll vorgehen müssen, so bitten und befehlen wir Euch zu einer Heerfahrt. Als Sammelort bestimmen wir Würzburg, als Termin den 1. Juli."[40] Als Herzog Heinrich sowie die Kölner und Lütticher vernahmen, der König wolle gegen sie mit Heeresmacht ziehen, rüsteten auch sie sich zum Kampfe, sammelten Truppen, befestigten ihre Städte und bereiteten sich mit brennendem Eifer zum Widerstande vor. Ferner bestürmten sie den Kaiser mit Zureden und Bitten, doch die Würde, die er abgelegt, wieder anzunehmen. Er habe darauf doch nur gezwungen, von Schwert und Tod bedroht, nicht aber mit freiem Willensentschlusse verzichtet. Es fehle ihnen weder an Waffen noch an Mut; der Kaiser würde in kürzester Zeit eine große Zahl von Anhängern gewinnen, weil viele das unerhörte, unmenschliche Verbrechen verabscheuten. Ihrem Drängen hielt der Kaiser entgegen: Das verlorene Reich,

das er mit Waffen nicht hatte halten können, könne er nicht mit Waffengewalt neuerdings an sich reißen; übrigens wiege ihm dessen Besitz nicht den Untergang so vieler Menschen auf. Er sei so glücklicher und halte es für sicherer, als Privatmann zu leben, wenn er auch ungerecht vom Throne gestoßen worden sei. Man erwog Grund und Gegengrund. Weil sie jedoch mit ihren Vorstellungen nicht nachließen und er ihr Wohlwollen nicht verscherzen wollte, so gab er weder eine bestimmte Zusage, noch lehnte er entschieden ab; voll Sorge für die Zukunft ließ er seine ungestümen Freunde zwischen Furcht und Hoffnung.[41]

Sie setzten nun die Türme und Festungsmauern von Köln, das den ersten Stoß auszuhalten hatte, instand, brachten das nötige Kriegsmaterial dorthin, legten eine Besatzung hinein und erwarteten kühnen Mutes die kommende Gefahr. In gleicher Weise schirmten sie die übrigen Städte, auf die sie einen Angriff vermuteten, durch Befestigungen, Kriegsmaschinen und Truppen. Außerdem ward allum eine Kundgebung mit Drohungen verbreitet: man solle gegen das Heer, das mit solchem Übermut nahe, sich rüsten, sie müßten ihr Vaterland, Freiheit und Leben verteidigen, ihre Weiber nicht von Wüstlingen entehren und ihre Felder nicht als Beute unter Fremden verteilen lassen.

Der König zog mit starker Heeresmacht über den Rhein und griff mit großer Wut Köln an, das gleichsam als das Haupt unter den übrigen Städten hervorragte. Er glaubte, er werde die Glieder leichter bezwingen,

wenn er das mächtige Haupt zerschmettert hätte. Aber es kam ganz anders, als er gehofft. Er wurde blutig zurückgeschlagen. Er bezog jetzt in einiger Entfernung von der Stadt ein Lager und begann mit ihrer Einschließung. Aber die Belagerer wurden fast zu Belagerten. Denn die Schiffe, die mit Lebensmitteln für das Heer den Rhein herabkamen, wurden von den Kölnern abgefangen, und so mußte es hungern, als wäre es umzingelt. Inzwischen sammelten sich die Kräfte des ganzen Landes, um die Stadt zu befreien. Doch der Kaiser verabscheute einen so blutigen Frevel, eindringlich warnte er gegen eine offene Feldschlacht. Weshalb wollten sie denn die Belagerer unbedingt mit Gewalt vertreiben, was doch nur mit großen eigenen Verlusten möglich sei? Ruhig könnten sie alle Furcht vor einer Einnahme der Stadt fahren lassen. Die festen Mauern und die tapfere Besatzung biete ihr jeden Schutz, sie habe auch in reichstem Maße Lebensmittel aller Art, dazu hätten sie vom Rheine mannigfache Vorteile, da er ihnen auf Schiffen zum Verdrusse der Gegner herbeiführe, was sie immer zu ihrer Labung begehrten. Sie sollten nur ihre Feinde zu deren eigenem Verderben weiter wüten und an die uneinnehmbare Stadt, wo sie sich nur Wunden und Tod holten, anrennen lassen. Ruhig sollten sie auch die Verheerung des umliegenden Landes ertragen; wären die Erträgnisse der Felder aufgebraucht, dann würde die Hungersnot bei den Feinden einsetzen, und bei ihren Plünderungszügen in der Umgegend erschöpften sich Roß und Mann. Hätten seine Freunde nur ein wenig Geduld, und würden sie den

günstigsten Zeitpunkt abwarten, dann wäre ihnen bestimmt ein billiger Sieg beschieden.

Dem Kaiser gelang es durch diese Ratschläge, seine Freunde von einer großen Schlacht abzuhalten. Sie beobachteten nur ihre Gegner auf ihren Streifen, erschlugen dabei allenthalben die Ortsunkundigen und jagten ihnen solche Furcht ein, daß sie sich nicht mehr weit von ihrem Lager zu entfernen wagten. Alles kam, wie es der Kaiser vorhergesagt. So oft sie nämlich die Tore einzuschlagen, die Mauer mit dem Sturmbock zu durchstoßen, die Türme mit schweren Geschossen umzulegen suchten, mußten sie unverrichteter Dinge abziehen, sie brachten nur Verwundete und Tote in ihr Lager mit. Allmählich wurden Roß und Reiter infolge des Hungers und der schweren Anstrengungen völlig erschöpft; denn nachdem die Felder ringsum verheert waren, fanden sie nichts mehr, und da überall der Feind im Hinterhalt lauerte, wagten sie keinen Raubzug in größere Entfernung. Dazu kam noch eine Seuche. Wie auch sonst in solchen Fällen verpestete der Gestank des Lagers die Luft, und so erkrankte und starb nicht bloß der gemeine Mann, sondern auch die Fürsten. Diese Widerwärtigkeiten rieben ihre Kräfte auf, und sie wußten nicht, was sie tun sollten. Wollten sie in offenem Kampfe den Tod suchen, so fanden sie hierzu keine Gelegenheit, wollten sie aber abziehen, so konnten sie sicher sein, daß sie der Feind dabei von hinten her bedrängen würde, wobei Flucht und Auflösung des Heeres zu befürchten war.

Während sie so in ihren Entschlüssen hin und her

schwankten, traf eine Kunde ein, die alle diese Wolken der Verwirrung plötzlich zerstreute und den Himmel in herrlichster Heiterkeit erstrahlen ließ. Es hieß, der Kaiser habe das Zeitliche gesegnet.[42] Bei dieser Nachricht waren sie noch einen Augenblick unsicher; doch als ein Bote das letzte Geschenk des Vaters, seinen Ring und sein Schwert, sowie seine letzten Weisungen an seinen Sohn überbrachte, erhob sich ein solcher Sturm der Freude, daß die Stimmen der Glückwünschenden kaum mehr verstummten.

Nicht minder heftig war jedoch auf der anderen Seite die Trauer an der Bahre des Kaisers. Fürsten trauerten, das Volk wehklagte, allum Schluchzen, Seufzen, Schmerzensschreie. Zu seiner Bestattung strömten Witwen, Waisen, die Armen des ganzen Landes herbei. Sie weinten, weil sie den Vater verloren, sie ließen ihre Tränen auf seine Leiche strömen, sie küßten die einst so freigebigen Hände. Man konnte sie kaum davon abhalten, den Toten zu umarmen, man konnte ihn kaum beerdigen. Und auch jetzt wichen sie noch nicht von seinem Grabe. Sie harrten vor ihm unter Tränen und Gebeten in Nachtwachen aus, erzählten unter Klagen, und klagten bei ihrer Erzählung, welch große Werke der Barmherzigkeit er an ihnen getan.

Doch sein Tod ist nicht zu beweinen. Denn es ging ihm ein gutes Leben voraus, rechten Glauben, starkes Hoffen, bittere Herzenszerknirschung hielt er in seiner letzten Stunde fest. Er schämte sich nicht, seine beschämenden Sünden in öffentlicher Buße zu bekennen,

mit innigster Herzensinbrunst empfing er im Abendmahle den Fronleichnam des Herrn.

Glückselig bist du, Kaiser Heinrich, der du dir solche Wächter, solche Fürbitter an deinem Grabe erworben hast! Reichlich erhältst du aus der Hand Gottes zurück, was du verborgen den Armen gabst. Ein Reich der Unruhe hast du für eines der Ruhe, ein vergängliches für ein ewiges, ein irdisches für ein himmlisches eingetauscht! Jetzt erst herrschest du in der Tat, jetzt trägst du ein Diadem, das dir kein Erbe raubt und kein Widersacher neidet. Darum müßte man — wäre es nur möglich! — den Tränenstrom hemmen; deinem Glücke gebührt jauchzender Jubel und nicht Trauer, Frohlocken und nicht Klage, lauter Glückwunsch und nicht Schmerzensruf.

Nach diesem Ereignisse wich Mut und Kraft von jenen, die gegen die königliche Majestät den Krieg unternommen hatten; denn ihre Hoffnung war gestorben. Sie taten nun, was die bedrängte Lage sie hieß: durch Übergabe, durch Erlegung schwerer Geldsummen, und wie sie es sonst vermochten, suchten sie des Königs Gnade so schnell als möglich wieder zu gewinnen.

Da hast du nun einiges über die reichen Gaben an die Armen, über das Lebensschicksal und den Hingang des Kaisers Heinrich. Wie ich es nicht ohne Tränen aufzuzeichnen vermochte, so wirst auch du es nicht ohne Tränen lesen können.

Nachwort des Übersetzers

Parteileidenschaft hat schon zu Lebzeiten Kaiser Heinrichs IV. das Bild seiner in vielem problematischen Persönlichkeit je nach ihrem Standpunkt idealisiert oder verzerrt. Konfessionelle Voreingenommenheit hat dann in den folgenden Jahrhunderten die Verwirrung in der Beurteilung des Büßers von Canossa womöglich noch gesteigert. Erst der neuen und neusten Zeit ist durch Sichtung und Vergleichung des reichen, oft widerspruchsvollen Materials eine gerechte Würdigung sowohl der Leistungen wie des Charakters des Kaisers wenigstens in den Hauptlinien gelungen. Die Bedeutung seiner Regierung für Deutschland hat Hampe[43] richtig so zusammengefaßt:

„Fragt man nur nach dem, was Heinrich für Deutschland erstrebt und geleistet hat, so wird ihm das historische Urteil die Anerkennung nicht versagen, daß er unermüdlich mit dem ganzen Einsatz seiner Person für die Rechte des Königtums und die Ehre des Reiches gekämpft hat. Der Kirche gegenüber blieb er zwar nicht Sieger, aber er ist auch nicht völlig unterlegen; er hat die Weltherrschaftsansprüche des Papsttums erfolgreich zurückgewiesen, das Investiturrecht noch unversehrt in die Hände des Sohnes gelegt, durch seinen zähen Widerstand die Starrheit der kirchlichen Forderungen bereits gemildert, so daß sein Nachfolger einen leichteren Stand hatte, und hat so schließlich nicht am wenigsten beigetragen, daß der deutsche Episkopat noch ein volles Jahrhundert, wenn auch mit zeit-

weiligen Schwankungen, unter dem Einfluß der Krone blieb.

Auf der anderen Seite hat er das deutsche Königsrecht ebenso zäh den partikularen Mächten gegenüber verteidigt, ist allerdings durch das Eingreifen der Kirche an einem weiteren Ausbau gehindert und in dem langen Bürgerkriege gewiß zu mancher Preisgabe von Reichsbesitz, zu manchen Zugeständnissen an die Selbständigkeit der Fürsten gezwungen worden; aber auch da hat er den Boden nicht verlassen, auf dem in besseren Zeiten eine Rückbildung der königlichen Rechte erfolgen konnte; und auf welchem Wege etwa künftig eine neue Machtsteigerung möglich war, dafür hat er die Richtung gewiesen durch seine Begünstigung von Ministerialität und Bürgertum; aufstrebenden Ständen, mit denen indes eine größere Aktion schon damals gegen das Fürstentum schwerlich hätte durchgeführt werden können.

So dürfen wir Heinrich IV. zwar nicht nach seinen Erfolgen, wohl aber nach Talent und Streben den bedeutenderen deutschen Herrschern an die Seite stellen."

Doch nicht nur den Blick des rückwärts schauenden Historikers zieht das Leben Heinrichs IV. auf sich. Die gewaltige Tragik darin hebt es über Gelehrteninteressen hinaus, hinauf in die Höhen eines großen Schicksals, das jeden, der sich mit rein menschlicher Anteilnahme darein versenkt, zutiefst erschüttert. Gerade in dieser Beziehung ist die hier in neuer Übersetzung[44] dargebotene „Vita Heinrici IV." von besonderer Be-

deutung. Sie wird durch die zahlreichen Unrichtigkeiten im einzelnen, auf die wir, soweit es unbedingt nötig erschien, in den Anmerkungen hinwiesen, kaum wesentsich gemindert.

Der unbekannte Verfasser[45] ist ein begeisterter Bewunderer des Kaisers. Unmittelbar nach dessen Tode hat er ihm ganz unter dem Eindruck des frischen Schmerzes diesen Nachruf der Liebe und Treue gewidmet. „Er hat darin die ganze lange und wechselvolle Regierung Heinrichs IV. in einen engen Rahmen zusammengedrängt, so daß sie klar und übersichtlich vor uns liegt."[46]

Der ganze Lebensabriß ist in ein dem Kaiser günstiges Licht gerückt. Aber diese persönliche Wärme des Schriftstellers erhöht nur den Reiz dieses kleinen Werkes. Und vergleicht man es mit den Streitschriften jener Zeit für und gegen den Kaiser, so zeichnet es doch bei aller Verehrung für ihn eine gewisse Ruhe in Ton und Urteil aus. Zart weist der Autor auf einige Verfehlungen des jugendlichen Herrschers hin, von seinem kirchlichen Standpunkt aus verurteilt der Autor den Kampf Heinrichs gegen den Papst, von den Verdächtigungen gegen Gregor sagt er, er könne sie auf ihre Richtigkeit nicht prüfen. Besonders hervorheben möchten wir noch das Eintreten des Verfassers für die kaiserliche Gewalt gegen die einzelnen Reichsfürsten und damit für den Reichsgedanken und die kaiserliche Autorität.[47] Unnützes Blutvergießen in den Bürgerkriegen gilt ihm deshalb und auch wohl aus religiösen Gründen immer als ein Verbrechen, mag es nun den

Anhängern des Kaisers oder seinen Gegnern zur Last fallen.

Diese inneren Vorzüge der „Vita Heinrici" kommen durch das bedeutende literarische Talent des Verfassers voll zur Geltung. Auf seine glückliche Hand in der Gruppierung und Zusammenfassung des Stoffes haben wir bereits hingewiesen. Seine Sprache ist für die Zeit, in der er schrieb, auffallend rein. Ihre stark rhetorische Färbung mag wohl modernen Geschmack etwas befremden, zumal sie in einer Übersetzung immer etwas gespreizter wirken wird als im lateinischen Original; aber sie gibt doch dem Ganzen einen beschwingten Rhythmus, den man wohl auch in der deutschen Wiedergabe nicht zu unangenehm empfinden wird, weil er aus einer starken seelischen Erregung hervorquillt.

Anmerkungen

[1] Im Mai 1081 war der Mainzer Dom abgebrannt.

[2] Den Grundstein des Speirer Domes hatte schon Konrad II. 1030 gelegt.

[3] Heinrich III. starb im Oktober 1056, als Heinrich IV. sechs Jahre alt war. Im Reich wie in Italien waren die antikaiserlichen Gewalten schon erstarkt.

[4] Die Kaiserin Agnes ist zu günstig beurteilt, sie war energielos und unpolitisch und hielt den kaiserlichen Standpunkt weder den Fürsten noch dem Papst gegenüber aufrecht.

[5] 1062 wurde der junge Heinrich in Kaiserswerth von dem Erzbischof Anno von Köln und einigen anderen Fürsten entführt und nach Köln gebracht.

[6] Dies ist für die beiden Haupterzieher des Königs wohl kaum richtig: während bei Anno von Köln mehr das bischöfliche Interesse im Vordergrund stand, hatte Erzbischof Adalbert von Bremen hochfliegende Pläne für eine energische Reichspolitik.

[7] Heinrich wird 1065 wehrhaft gemacht, gewinnt aber erst allmählich seine Selbständigkeit.

[8] Juli 1073; es handelt sich hier um das alte Herzogtum Sachsen, das Gebiet der unteren Elbe und Weser.

[9] Februar 1074 war zwischen Heinrich und den Sachsen ein Friede zustande gekommen, der hier nicht erwähnt ist, bei der Ausführung der Friedensbedingungen kam es zu der Gräberschändung, darauf erneuter Kampf und Sieg Heinrichs bei Homburg an der Unstrut 1075.

[10] Im Frieden zu Sondershausen.

[11] Die zweite Verschwörung, in der sich die süddeutsche mit der sächsischen Opposition verband, war erst 1076 nach der Bannung des Königs.

[12] Die Aufforderung, der Papst möge auf einem Reichstag in Augsburg 1077 in die deutschen Verhältnisse eingreifen, erfolgte erst 1076 auf dem Fürstentag zu Tribur, der hier völlig übergangen wird.

[13] Februar 1076.

[14] Im Januar 1077. Zusammenkunft in Canossa.

[15] Rudolf von Rheinfelden, Herzog in Schwaben, war im März 1077 zum Gegenkönig gewählt.

[58] Rudolf hat zwar 1077 Würzburg belagert, das im folgenden Frühjahr gehört aber in das Jahr 1086, als Heinrich gegen Eckbert von Meißen bei Würzburg kämpfte. Im ganzen focht Heinrich wenig siegreich, ohne daß dies die Besserung der allgemeinen Lage zu seinen Gunsten beeinträchtigte.

[59] Die Schlacht 1080 an der Grune bei Pegau (richtiger als Hohenmölsen) war eine Niederlage Heinrichs, nur der Tod Rudolfs machte sie zu einem Erfolg.

[60] Im August 1081 wurde Hermann von Salm, ein Bruder Konrads von Luxemburg, gewählt und gekrönt.

[61] Hermann floh 1085 zu den Dänen. – In Trier saß Bischof Egilbert (1038–1101), ein Bischof Hermann von Metz war schon lange vertrieben und kehrte erst nach dem Tode Hermanns (September 1088) zurück.

[62] Seit 1085 ist Eckbert Leiter der Opposition.

[63] Es geht wohl auf die Belagerung Quedlinburgs durch Eckbert 1088. Dort war eine Schwester des Königs Äbtissin.

[64] Im März 1080, also noch zu Lebzeiten Rudolfs.

[65] Dem Folgenden liegen als geschichtliche Tatsachen zugrunde: Heinrich belagert Rom 1081–1082 und nimmt 1083 die Leostadt. Dann folgen Verhandlungen mit dem Papste, die Römer fallen Heinrich zu, und 1084 zieht er in Rom ein. Gregor wird in der Engelsburg belagert. Heinrich läßt seinen Gegenpapst Klemens III. von den Römern noch einmal wählen und sich von ihm die Kaiserkrone aufsetzen. Darauf verläßt er Rom, als die Normannen zur Befreiung Gregors anrücken. Diese hausen so furchtbar in der Stadt, daß Gregor mit ihnen Rom verlassen muß.

[66] Im Jahr 1083 hatte Heinrich 300 deutsche Ritter in der Stadt gelassen.

[67] Klemens III. wurde Sommer 1085 verjagt, Gregor war im Mai 1085 in der Verbannung gestorben, seine Nachfolger waren Viktor III. (Mai 1086–1087) und Urban II. (1088–1099). Beide hatten schwer zu kämpfen, um sich in Rom zu behaupten.

[68] Heinrich zieht 1090 nach Italien und bleibt bis 1097 dort, da ihm die Verbindung nach Deutschland abgeschnitten ist durch die Ehe zwischen der reich begüterten, streng päpstlich gesinnten Gräfin Mathilde und Welf von Baiern, die allerdings bald wieder gelöst wird. – Der junge Konrad war schon 1087 zum

König gewählt worden, 1093 ging er zur päpstlichen Partei über, wird 1093 zum König von Italien gekrönt und stirbt 1101. – Italien war dem Kaiser so ziemlich verloren.

[27] Im Mai 1098.

[28] Im Januar 1103.

[29] 1104.

[30] 1105.

[31] In Koblenz.

[32] In Bingen.

[33] Böckelheim an der Nahe.

[34] Der Kaiser hatte seinem Sohn schon vorher seine Abdankung angeboten.

[35] Ingelheim.

[36] Im März 1106.

[37] Heinrich von Limburg, Herzog von Niederlothringen.

[38] Die Schlacht fand bei Visé zwischen Lüttich und Maastricht statt.

[39] Es war der Gründonnerstag.

[40] Der Feldzug wurde auf dem Wormser Tag (13. Mai) angekündigt.

[41] Der Kaiser kam nach Köln und ließ die Stadt befestigen, er ist hier wohl überhaupt zu friedliebend beurteilt.

[42] Am 7. August 1106. Der König hatte schon vor dem Tod seines Vaters die Belagerung aufgegeben und lag mit dem Heere in Aachen.

[43] K. Hampe, „Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer", 4. Auflage, Leipzig 1919, Seite 75f.

[44] Die von Ph. Jaffé und W. Wattenbach besorgte, in der 4. Auflage von W. Eberhard neu bearbeitete Übersetzung in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit" Band 50, 1910, wurde hauptsächlich nur für die Daten der Anmerkungen benutzt.

[45] Trotz vieler scharfsinniger Untersuchungen ist es nicht gelungen, den Verfasser nachzuweisen; meist nimmt man jetzt an, die Vita sei in Würzburg entstanden, mag man sie nun mit dem Bischof Erlung, einem treuen Anhänger des Kaisers, der 1103 bis 1105 sein Kanzler war, in Verbindung bringen oder der mannigfachen Fehler wegen einem Geistlichen in minder hoher Stellung zuweisen.

[46] W. Wattenbach. „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" Band II. 5. Auflage. Berlin 1886.

[47] Das zeigt sich besonders in der günstigen Beurteilung von Heinrichs Verhalten in Canossa (vgl. S. 14).

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Date Due

Mr 27 45

GTU Library
3 2400 00602 1137

Das leben Kaiser H
Heinrichs des vierten H396A

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall